

J. H. K. v. d. H.

**Mit Dosaunen
durch Spanien**

**Mit Posaunen
durch Spanien**

Entstehung des Plans und Vorbereitung der Fahrt. Es ist öfter so: Aus geringem Anlaß entstehen große Unternehmungen. Kleine Ursachen, große Wirkungen. Herr Pastor Gledner in Madrid, der Leiter des Evangelisationswerkes in Spanien, war auf einer Kollektentreise in Deutschland begriffen und hielt in Berlin und Umgegend Vorträge. Er übernachtete dann stets bei seiner Schwester, der verwitweten Frau Pastor Albrecht, hier in Potsdam. Ihr Mann war Pfarrer der deutschen Gemeinde in Madrid gewesen. Weil er aus der Uckermark stammte, war auf seinen Wunsch die Witwe hierher nach Deutschland in seine Heimat gezogen. Bei ihr traf ich zufällig im November 1929 Herrn Pastor Gledner. Frau Pastor Albrecht stellte mich vor: „Herr Pastor Jeschke“ und nur um eben etwas zu sagen, fügte sie hinzu: „Herr Pastor leitet hier den Posaunenchor.“ Und ich sagte, um auch nur eben etwas zu sagen: „Ja, Herr Pastor, Sie sind gar nicht sicher, daß wir nicht eines Tages in Madrid erscheinen und Ihnen ein Ständchen bringen.“ Es war wenig geistreich, aber die Wirkung war verblüffend: Herr Pastor Gledner schlug mit der Faust auf den Tisch, daß es bröhnte, temperamentvoll, wie er ist, und sagte: „Ja, das muß gemacht werden. An so etwas habe ich schon lange gedacht.“ Das Gespräch wandte sich anderen Dingen zu. Aber der Faustschlag lag mir noch in den Ohren. Ich ging am dritten Tag wieder hin. Er war wieder da und ich sagte: „Herr Pastor, war das neulich eigentlich Scherz oder Ernst?“ Da sagte er: „Das war voller Ernst. Sie spielen in Köln, in Paris, in San Sebastian, in Madrid und Estorial, in Sevilla, Granada und Barcelona.“ Es war bereits alles von ihm durchdacht und am vollen Ernst nicht mehr zu zweifeln. Im Posaunenchor gab es erst ein staunendes Schweigen, als ich den Bläsern davon Mitteilung machte, und, als auch sie an dem Ernst der Sache nicht mehr zweifeln konnten, helle Begeisterung. So etwas bot sich ja im ganzen Leben nicht ein zweites Mal. Einer der Jüngsten, der am wenigsten Aussicht hatte, mitzukommen, rief: „Herr Pastor, ich gebe 100 Mark zu, kann ich mit?“

Wir standen vor einer großen Aufgabe. Zweierlei war vor allem zu leisten. Einmal mußten die Mittel aufgebracht werden, um die Kosten zu bestreiten. Auf große Einnahmen in Spanien war nicht zu rechnen. Die verhältnismäßig kleinen evangelischen Gemeinden in dem katholischen Spanien sind die denkbar ärmsten.

Und dann galt es, die Leistungen des Chors aufs höchste zu steigern. Was die Kosten betrifft, so mußte jedes Chormitglied, das mitfuhr, 100 Mark beisteuern. Davon war die Kost für 4 Wochen zu bestreiten. Dann hielten wir eine von mir entworfene, liturgisch aufgebaute Feierstunde in den Kirchen von Potsdam und Umgegend. Sie stand unter dem Leitwort: „Die große Freude“. Der Ertrag der Programme und die Kollekten flossen in die Reisekasse. Vereine und Private steuerten bei. Garantiebeiträge (d. h. zurückzahlende Darlehen) rundeten ab. So waren bei Antritt der Fahrt auch die Fahrkosten, je 200 Mark beisammen. Wohlgerüstet konnten wir uns auf den Weg machen.

Um auch das andere: die einwandfreie musikalische Leistung zu erreichen, wurden die Übungsstunden verdoppelt und jeder mußte nach Möglichkeit außerdem zu Hause üben.

Der Erfolg zeigte hernach, daß auch in dieser Beziehung das Ziel erreicht war. In eingehenden Besprechungen und Kritiken von Sachverständigen, auch in deutschen und schweizerischen Zeitungen, ist nach der technischen Seite hin in keinem Fall eine Ausstellung gemacht worden. Es sei gleich erwähnt, daß im Blick auf die aufzubringenden Kosten auch in Köln, Genf, Bern, Basel und Frankfurt von uns gespielt worden ist.

Wir haben wunderbare Dinge erlebt. Wenn ich zurückdenke, fängt das Wunderbare schon an bei der Art, wie sich unsere Reisegesellschaft zusammensand, so daß keiner zu viel und keiner zu wenig war. Vom Potsdamer Posaunenchor fuhren 7 Bläser mit. Als ein Diakon, H. Lömker in Hoffnungstal bei Bernau, davon hörte, fragte er an, ob ein ihm bekanntes Quartett aus Westfalen, alles Schüler des berühmten Posaunen-Generals Kuhlo, mitfahren könnte, auf eigene Kosten, da sagten wir mit Freuden ja. Eine junge Dame in Potsdam, Fräulein von Gösseln, kaufmännische Angestellte, in Berlin tätig, erklärte gleich beim ersten Hören von dem Plan, sie möchte auf eigene Kosten mitfahren. Wir haben hernach bald erfahren, welche unschätzbare Hilfe ihre Umsicht, Erfahrung und Tüchtigkeit für unser Unternehmen gewesen ist. Fast ungemerkt glitt die Kassenverwaltung in ihre Hand, eine schwierige Sache, die sie in genialer Weise meisterte. Was bedeutete die Verrechnung der Einnahmen und oft gemeinsamen Ausgaben auf die verschiedenen Gruppen und die Einzelnen bei den zuweilen täglich wechselnden Geldsorten und Kursen! Heute war in Mark

zu zahlen, morgen in französischen Francs, Kurs 15 Pf., nach 2 Tagen in Peseten, Kurs 45 Pf., wieder französische Francs bei der Rückfahrt, dann Schweizer Franken, Kurs 80 Pf., dann wieder Mark. Ein Beispiel: Bei der Rückfahrt an der französischen Grenze erschallt ihr lauter Ruf: „Hat noch jemand Franken, ich gebrauche noch Franken!“ Sie kaufte für alle. Ich sage: Ja, hier sind noch 100 Franken (= 15 Mk.). Sie steht in ihr Buch, in dem nicht nur die 3 Gruppen der Gesellschaft, sondern auch jeder Bläser sein Konto hatte, und sagt: Nein, Sie müssen noch 110 Franken haben. Ich sehe nach, richtig, da steckt noch ein 10-Frank-Schein. Bravo! — Weiter: Nach einem Jahr des Schweigens schrieb einmal wieder Schwester Emma Lauenroth (aus Magdeburg-Sudenburg, Städtisches Krankenhaus), die mir früher 4 Jahre lang die Wirtshaft geführt hatte, und fragte an, wie es mir ging. Ich schrieb: gut, ich fahre nach Spanien. Sie fragt sofort zurück: Kann ich mitfahren. Endlich: Als ich eines Morgens wach lag, dachte ich, wegen der fremden Sprache, ob vielleicht eine von Frau Pastor Albrechts Töchtern mitführe. Man beriet. Ein Bekannter steuerte bei, der Posaunenchor sprach ihr von den zu erwartenden Einnahmen 100 Mark zu; sie selbst opferte, was sie durch Stundengeben verdient hatte. So schloß sich Fräulein Hildegund Albrecht stud. math. ebenfalls an. Als geborene Madriderin beherrscht sie das Spanische. Als meine Tochter es hörte, sagte sie: das ist ja ein wahres Geschenk. Nun standen uns die Tore zu Spanien und oft genug auch zu den Herzen offen. Wie dankbar haben wir das oft empfunden! Zwei Bläser, Fräulein von Göffeln und ich hatten zwar ein halbes Jahr lang bei Frau Pastor Albrecht Unterricht im Spanischen gehabt und hätten vielleicht zur Not das stammeln können, was wir sagen wollten. Aber wie oft war mehr nötig und wenn die Spanier antworteten, verstanden wir sie doch nicht. Sie machen aus 5 Worten eines und die kommen aus dem Mund wie Maschinengewehrfeuer.

Jetzt waren wir eine geschlossene Gesellschaft von 15 Personen: 11 Bläser, die 3 Damen und ich. Nicht bloß geschlossen, sondern für jeden Bedarfsfall versorgt. Wenn ich jetzt zurückdenke, dann staune ich, wie sich das alles so zusammen- und zurechtgefunden hat. Hier fängt schon für mich das Wunder an, von dem später eine der Damen bei anderer Gelegenheit ergriffen sagte: „Uns führt eine unsichtbare Hand“. Meinesteils denke ich: Ja, das kann stimmen, nicht als ob wir es wegen unserer Bravheit verdient hätten, aber vielleicht hat Gott unsere ehrliche und ernste Absicht angesehen, daß wir vor allem das Eine wollten, die evangelisch-spanischen Gemeinden, die damals noch zum großen Teil unter schwerem Druck der mit der Staatsgewalt verbundenen katholischen Kirche standen und die denkbar ärmsten waren, zu besuchen, zu erfreuen, zu trösten und womöglich zu stärken. Wir sind ja tatsächlich — ich sage es zum Lob der jungen Teilnehmer — dieser Aufgabe, so viel es möglich war, auch treu geblieben. Es ist keinem von ihnen auch nur einziges Mal zu wenig oder zu mühevoll gewesen.

In Köln. So fuhren wir denn, die einen am 30. September 1930, die andern am 1. Oktober ab und trafen alle mit den Westfalen gegen Mittag in Köln ein. Gleich am Abend des 1. Oktober sollte die Feierstunde in der Lutherkirche stattfinden um 8½ Uhr. Die Spannung war für uns Bläser nicht gering. Wir hatten noch nie mit den Westfalen zusammengespielt und konnten nur kurze Zeit am Nachmittag etwas proben. Ich wohnte bei Herrn Superintendent Klingenburg, der eben mit seiner Frau von einer nationalen Feier aus dem Saargebiet zurückgekommen war und in heller Begeisterung nicht genug die begeisterte patriotische Stimmung der Saarländer rühmen konnte. In Köln war durch ihn und, ich glaube, besonders durch die rührige Betätigung des Generalsekretärs des dortigen E.W.J.M. alles vorbereitet. Im Heim des letzteren wohnten die Chormitglieder. Schon um 7½ Uhr kamen Besucher zur Kirche. Da noch keine Programme da waren, eilte ich mit einem Bläser zur Superintendentur. Da war man erstaunt, daß sie schon nötig seien, das sei ja noch nicht dagewesen. Um ½8 Uhr war die Kirche gefüllt; es hieß, mit etwa 800 Hörern. Herr Superintendent las die Schriftstellen mit schöner, eindrucksvoller Stimme, und wir spielten die Lieder. Nach Schluß kam ein Herr zu mir aufs Chor und stellte sich vor als „Liedner“. Auf meine Frage: „Der Arzt und Musikdirektor?“, sagte er: „Nein, sein Bruder. Aber wir sind alle musikalisch. Ich bin Pfarrer hier in einer Vorstadt-Gemeinde.“ Er ist ein Onkel unserer Dolmetscherin, die ihn bei dem großen Gedränge leider nicht gesprochen hat. Ich fragte ihn, welchen Eindruck wohl die Feierstunde gemacht habe. Da sagte er ganz bewegt nur das eine Wort: „Wundervoll!“ Auch bei meinen Gastgebern merkte ich die gehobene Stimmung. Frau Superintendent wußte sich nicht genug zu wundern über den zahlreichen Besuch. „So ist er kaum am Festtag; wir bekommen sie schwer voll.“ Was mag gezogen haben? Vielleicht die beiden Namen: „Potsdam“ und „Kuhlo“, aus dessen Schule die westfälischen Bläser stammten. Von der Einnahme (250 Mk.) konnte Fräulein von Göffeln gleich 100 Mk. nach Potsdam schicken. Die erste Sendung zur Abzahlung der Garantie-Beträge (Schulden). Da zum Spiel in Paris in der lutherischen Kirche nur Aussicht war, wenn es am Sonntag stattfand, hielten wir uns einen Tag (Donnerstag, den 2. Oktober) in Köln auf. Die Bläser machten einen Ausflug nach dem Siebengebirge (Drachenfels). Wir andern beschäftigten die Stadt, den Dom und die Rheinbrücke. Das

Wetter war glänzend. Am 30. September hatte es in Potsdam in Strömen gegossen. Von Köln ab begünstigte unsere ganze Fahrt durch Frankreich und Spanien bis an die Grenze der Schweiz der ungekrübelte Sonnenschein vom wolkenlosen Himmel.

Herrn Superintendent Klingenburg brachten wir am Abend noch ein Ständchen. Es war spät geworden, wir förten ihn bedauerlicherweise beim Bad, aber er hat sich doch gefreut.

Von Köln nach Paris. Am Freitag, dem 3. Oktober, nahmen wir Abschied von Köln und bestiegen 8 Uhr früh den Zug. Die Fahrt ging von der belgischen Grenze ab durch das schöne von bewaldeten Höhen eingefasste Tal, in dem sich die Maas entlangschlängelt. Fortwährend kreuzt die Bahn auf hohen Brücken ihren Lauf, so daß ihr Gewässer bald rechts, bald links erscheint. Unendlich fröhlich gaben sich unsere Leute den immer wechselnden Eindrücken der Landschaft hin. Der schöne Erfolg in Köln und der herrliche Sonnenschein trugen das ihrige zur Erhöhung der frohen Stimmung bei. — Nach Überschreiten der französischen Grenzen wird die Landschaft öde.

In Paris. In Paris kamen wir nach 11stündiger Fahrt um 19,15 Uhr an. Man hatte uns auf einem anderen Bahnhof erwartet. Nach längeren schwierigen Verhandlungen traf endlich der Organist der lutherischen Kirche ein und brachte uns in das Hotel Central. Wir anderen gingen zu Fuß. Fräulein Abrecht und Robert Happe fuhren das Gepäck mit einer Droschke dahin. Indes, sie kamen nicht an; wir warteten und warteten. Sie hätten vor uns da sein müssen. Wir singen an, ernstlich besorgt zu werden. Endlich, nach etwa einer Stunde, fuhren sie vor. Der Kutscher hatte sie weit, weit zu einem Hotel Central (es gibt deren in Paris viele des Namens) in der rue du château in einer Vorstadt, statt rue du château d'eau gefahren. Da klärte sich der Irrtum auf. Wir atmeten auf.

Unterdes hatte ich mit dem Organisten verhandelt. Herr Pastor Dahlgrün hatte schon in seinen Briefen sich zu unserem Anerbieten auffällig zurückhaltend geäußert. Unter anderem dürften gemäß Beschluß des Gemeinde-Kirchenrates in der Kirche nur Musikstücke zugelassen werden, die vor der strengsten Kritik beständen. Die Entscheidung darüber, ob sie zugelassen seien, wäre dem Organisten übertragen. Als ich mit dem schlichten Herrn eine Weile gesprochen hatte, ohne daß er recht mit der Sprache herauskam, fragte ich ihn: „Bitte, sagen Sie mir ganz einfach, ist es Ihnen recht, wenn wir spielen, oder ist es Ihnen lieber, wenn wir nicht spielen?“ Da sagte er: „Lieber wäre es uns, wenn Sie nicht spielten.“ Ich: „Gut, dann fahren wir weiter.“ Wir hatten ja tatsächlich keinen Namen und Ruf und keine Garantie für gutes Spiel zu bieten.

Merkwürdig bleibt, daß auf meine erste Anfrage beim Pfarramt die Antwort des stellvertretenden Vikars Kleuter gelaute hat: „Die hiesige Gemeinde würde es sehr begrüßen, wenn die Posautenbläser bei ihrer Durchreise durch Paris in unserer Kirche eine Feierstunde hielten . . .“ Sobald Herr Pfarrer Dahlgrün aus dem Urlaub zurück war, schlug die Stimmung um. Hernach hörten wir von anderer Seite, daß in den kirchlichen Kreisen eine starke Krise herrsche. Z. B. wolle der E. W. f. M. sich in zwei Teile spalten, einen franzosenfreundlichen und einen deutschfreundlichen. Zudem hatte der Ausfall der deutschen Wahlen mit dem starken Anschwellen der Rechtsstimmen in Frankreich wie eine Bombe eingeschlagen. Jedenfalls geht man wohl nicht fehl mit der Annahme, daß der Verweigerung unseres Spiels politische Strömungen zugrunde lagen.

Wir waren nun frei und sahen uns einiges in Paris an. Die Seine mit den vielen Brücken, den Eiffelturm, den Louvre von außen, die Tuilerien, die Madeleine-Kirche und die Notre-Dame-Kirche. — Wäse erging es Heinrich Lömkfer, den die Wanzen so zerstoßen hatten, daß ihm das eine Auge gänzlich verschwoll, auch das rechte Handgelenk, so daß er über große Schmerzen klagte und meinte, nach Hause fahren zu müssen. Schwester Emma, die ihn in Behandlung nahm, gelang es ja aber, ihn in drei Tagen wieder leiblich herzustellen.

Einen anderen ekelhaften Eindruck machte das Straßenleben insofern, als alle weiblichen Wesen, die jungen, die älteren und die Greisinnen ihre Lippen mit „rot“ angestrichen hatten — ein widerlicher Anblick. Fragt man, wie das möglich ist, dann heißt es: „Man“ erwartet es. — Die Macht der Mode. Wir mußten da einige Stunden vormittags auf der Straße warten. Das Passbild eines Bläfers wurde vom Reise-Büro beanstandet. Da ging Fräulein Abrecht als die sprachkundigste mit ihm, ließ ihn photographieren und brachte alles in Ordnung. Als wir unterdes auf der Straße herumfuhren und das Volk und den fabelhaften Verkehr betrachteten, rief ich die Bläfer zu einem großen Bild, das in einem Schaufenster stand. Es stellte eine junge Negerin dar. Neben der dunklen Gesichtsfarbe trat die starke Röte der Lippen hervor. Ich sagte: „Seht, da ist es Natur, da paßt es hin und steht gut aus!“ Ob es die Französinnen den Negern nachgemacht haben, weiß ich nicht. Die Neger sind ja in Frankreich schon gleichberechtigt. Im Süden sahen wir schwarze Soldaten exerzieren. In 10 bis 12 Städten bilden schwarze Soldaten die Befähigung, ihre schwarzen Offiziere mit den schwarzen Frauen verkehren in der Gesellschaft. Jetzt ist ein Neger schon Minister!

Abends 21,50 (9,50) Uhr ging unser Zug ab nach San Sebastian. Wir mußten immer früh auf den Bahnhöfen sein, um ganze Abteile für uns zu gewinnen und möglichst zusammenbleiben zu können. Da kam eine Bekannte von Fräulein von Gößeln, die in Paris tätig ist, noch an die Bahn. Wie freute sie sich jetzt, noch $\frac{1}{2}$ Stunde mit ihr sprechen zu können! Wir erfuhren von ihr manches Interessante über die Lage der Deutschen in Paris. Z. B. daß offiziell kein Deutscher in Paris arbeiten darf. Es geschieht trotzdem, aber die Gefahr ist immer, daß der Betreffende von jemand, der ihm nicht wohl will, angezeigt wird und er aus der Stellung gewiesen wird. Sie wußte auch über die nicht erfreulichen kirchlichen Verhältnisse Veseid (die Trennung des E.W.j.M.). Später sagte mir ein Pfarrer im Süden Spaniens: „Herr Pfarrer Dahlgrün hat es in Paris sehr schwer.“

Von Paris nach San Sebastian. Eine Nacht- und Tagfahrt stand uns bevor. Wichtig war immer die Versorgung der Karawane mit Lebensmitteln. Das besorgte, wer Begabung dafür hatte. Ich wurde meist von Schwester Emma gesüßert. Wir strebten über Bordeaux, der letzten Station in Frankreich, Hendaya zu. Gegen 11 Uhr des Sonntags kamen wir in Irun, der spanischen Grenzstation, an. Eine große, nicht angenehme Überraschung wartete da unser. Wir stiegen auf dem Bahnsiege, da meldet mir jemand: „Hier sind zwei Herren, die uns empfangen wollen.“ Es waren der Vorsitzende des deutschen Klubs, der die meisten Glieder der deutschen Kolonie umfaßt, und der Lehrer der deutschen Schule in San Sebastian. Der erstere, namens Gansow, Optiker, neben seinem Geschäft hier noch Besitzer eines solchen in Altona, ein gewandter, umsichtiger Herr, führte das Wort und sagte, er habe zufällig gestern nachmittag erfahren, daß heute eine Bläser-Vereinigung aus Deutschland ankomme. Da habe er gesagt: „Die Leute gehen ja in ihr offenkundiges Unglück. Sie gehen uns zwar eigentlich gar nichts an. Aber es sind Deutsche, es sind unsere Landsleute. Sie kennen die Sprache nicht, auch nicht die Verhältnisse. Man muß ihnen die Augen öffnen und sie zur rechten Zeit warnen.“ Nun sagte er zu uns: „Ich habe den deutschen Lehrer gerufen, und wir warnen Sie eindringlich. Hier sind schon öfter Deutsche gekommen, haben sich auf den Markt gestellt und gespielt und die Spanier haben ihnen die Instrumente zerbrochen wegen ihrer miserablen Musik. Meine Herren, es ist ja bitter, es zu sagen, aber wir hielten es für unsere Pflicht, Sie zu warnen. Sie erleben in Spanien eine vollständige Pleite (usw.).“ Ich wurde allmählich erregt und sagte ihm, der wohl dachte, wir wollten uns Geld erbetteln: „Mein Herr, Pleite können wir überhaupt nicht machen. Wir haben alle unsere Fahrkarten durch ganz Spanien zurück bis Potsdam in der Tasche und jeder außerdem 3,50 Mk. pro Tag für Verpflegung. Wie sollen wir da Pleite machen? Wir wollen nichts machen, als die evangelischen Gemeinden Spaniens besuchen.“ Er: „Die evangelische Gemeinde hier? Was denken Sie, was das für Leute sind? Das sind Straßenbummler, Leute, die sich in der Gesellschaft irgendwie unmöglich gemacht haben und dann da unterkriechen, Verbrecher usw.“ Ich: „Verzeihung! Sind Sie Katholik?“ Er: „Ja, aber das hat hiermit gar nichts zu tun.“ Ich sagte mir aber: was du hier hörst, ist das Urteil der fanatischen katholischen Öffentlichkeit, war aufgebracht und antwortete ihm ruhig aber mit Nachdruck: „Sehen Sie, zu den einsamen, gedrückten Leuten wollen wir. Die sollen merken, daß es noch Leute gibt, die in der Ferne an sie denken. Die wollen wir begrüßen, erfreuen und trösten; und weiter wollen wir nichts.“ Er: „Ja, aber der Herr hier sagt, es ist nichts vorbereitet. Der evangelische Pastor hat mit schwerster Krankheit in der Familie zu tun und der Herr, den er beauftragt hat, für die Aufnahme des Chors zu sorgen, ist zwei Tage später nach Madrid verzogen. Und der deutsche Lehrer hier konnte auch nichts tun.“ Der Lehrer fing an, die Schuld an allem auf Pastor Fliedner-Madrid zu schieben, der habe durch einen beleidigenden Brief alles verdorben. Da warf Fräulein Albrecht, die jetzt beim Eintritt in Spanien ihr Amt antrat, ein: „Mein Onkel schreibt keine beleidigenden Briefe.“ Ich raunte ihm leise zu: „Mäßigen Sie, bitte, ihre Ausdrücke, die Dame ist die Nichte von Herrn Pastor Fliedner, und Fliedner ist der Vorgesezte des Pastors hier.“

Jetzt nahm Herr Gansow wieder das Wort und sagte ruhig und ernst: „Das ist allerdings ein ideales Unternehmen, das Sie vorhaben. Das muß ich sagen. Hier in San Sebastian kann es Ihnen freilich so nicht geraten, weil nichts vorbereitet ist. Aber nun wollen wir die ganze Sache anders aufziehen. Wir veranstalten morgen einen „Deutschen Abend“. Ich bin mit den meisten Deutschen telefonisch verbunden und zu den anderen gehe ich persönlich, lade alle ein und Sie spielen uns dann deutsche Lieder.“ Ich: „Einverstanden.“ – Gleich ging der Zug ab nach San Sebastian.

So gab es nach hartem Kampf ein tiefes erlösendes Aufatmen. Eine wahre Herzstärkung war mir die Festigkeit und Zuversicht, mit der Fräulein Albrecht neben mir alle die Vorwürfe und Schläge, die wie ein Trommelfeuer auf uns niedergingen, ertrug, keinen Augenblick im Vertrauen auf das Gelingen unserer Sache wankend wurde und ermutigende Worte fand. Ich sprach ihr meine dankbare Freude darüber aus. Da sie das Niederschmetternde der Vorwürfe zu innerst mitgeföhlt hatte, sagte sie: „Ja, eine andere hätte vielleicht verzweifelt gesagt, wie kann man uns in solche unmögliche Situation hineinziehen.“ Nun aber hatten wir überwunden. Und als wir so recht getroßt

in den Zug stiegen, fiel aus dem Munde von Fräulein von Gößeln hier das erwähnte Wort: „Uns führt eine unsichtbare Hand.“ Tatsächlich war, wie sich nun zeigte, in dem Herrn Gansow aus einem Warner uns ein warmer, aufopfernder Freund geworden.

In San Sebastian. Nach der Ankunft in San Sebastian brachte er uns alle im Hotel Olasagasti unter. Mit mir ging er noch zum deutschen Konsul, stellte mich ihm vor und lud ihn zum nächsten Abend ein. Ich sagte dann, ich müsse auf jeden Fall den Pastor der evangelischen Gemeinde sprechen. Durch Hin- und Her-Telefonieren wurde derselbe schließlich im Krankenhaus ermittelt. Dort lag sein Sohn schwerkrank, so krank, daß beide Eltern in das Krankenhaus übergesiedelt waren und da wohnten. Der Vater meldete sich für den Spätnachmittag an, wollte in unser Hotel kommen. Bis dahin folgte ich den anderen, ging zum Hafen und tat noch einen Blick auf das Meer, das ruhig dalag.

Dann kam der spanische Pastor. Herr Gansow machte den Dolmetscher und wir redeten wohl eine Stunde miteinander. Ich sprach ihm mein Bedauern aus, daß wir keine Beziehung zu seiner Gemeinde gewinnen könnten und machte ihm unsere Absicht klar. Er sagte: Ihm sei vor kurzem die Mutter und ein Sohn gestorben. Der andere Sohn sei operiert, am Bein, von oben bis unten Röhren durch dasselbe gezogen; die Art der Krankheit sei den Ärzten rätselhaft. Ihm tat es auch leid, daß wir nicht unseren Zweck erreichten. Er machte den Eindruck eines genügend intelligenten Mannes, der wohl imstande sein kann, die Sache des Evangeliums zu vertreten. Als ich zum Schluß ihm Gutes wünschte für den Krankheitsverlauf des Sohnes, legte er den Arm um meinen Hals und weinte. So wurde doch die zuerst vorhandene erhebliche Verstimmung behoben — er meinte, es sei von ihm zu viel verlangt worden — und wir schieden in Frieden.

Dies war am Sonntag. Der Montag, der 6. Oktober, war nun ein besonderer Tag. Er bekam seinen Charakter durch die Tatsache, daß unsere Mitreisende, Fräulein Albrecht, ihren Geburtstag feierte und zwar den 21., d. h. daß sie majorenn wurde. Gleich früh hat ich Herrn Gansow, der wieder da war, mich zu einem Blumengeschäft und einer Konditorei zu führen, kaufte Blumen und eine Torte, und Herr Gansow ließ aus zehn Sorten Pralinen einen ganzen Karton füllen. Es saß schon alles an der Kaffeetafel, wir schmückten den Platz des Geburtstagskindes, tranken fröhlich Kaffee. Dann hielt ich eine kurze Andacht. Herr Gansow fragte, ob er teilnehmen dürfe. Ich sagte natürlich „gerne“. Er soll still und ergriffen etwas rückwärtig zugehört haben. Der Posaunenchor spielte einige Verse von „Lobe den Herren“. Wir hatten ja so viel zu danken. Ich gab dem Ausdruck, und der Chor spielte den Schlußvers. Das Leben ist bunt. Es folgte dann eine sehr nüchterne Erörterung. Ich hatte mir in Trun neben dem Büfett die Hände gewaschen und die Manschetten sehengelassen. Ich tue dergleichen öfter, und man muß doch seinem Charakter treu bleiben. Mir lag nicht an den Manschetten aber an den Knöpfen. Wie sie bekommen? Ich sollte nicht fahren. Andere hatten Schwierigkeiten mit der Sprache. So mußte ich wohl das Anerbieten von Fräulein Albrecht annehmen, die dann zurückfuhr, das Gefuchte noch an derselben Stelle vorfand und zurückbrachte.

Es ging schon auf 2 Uhr, wir waren in Unruhe, die Wirtsleute drängten auf Beginn der Mahlzeit, und die Hauptperson fehlte noch. Wir hatten Zeit, die Festtafel, die uns übrigens jeden Tag so gedeckt wurde, zu bewundern. Auf der langen Tafel fünf Flaschen Rotwein, vor jedem Platz sechs Teller übereinander für sechs Gänge. Unsere jungen Leute staunten, kamen sich vor wie im Feenreich und sagten: „Wie sollen wir uns in Potsdam wieder in unser bürgerliches Leben finden.“ Abirgens machten den Beschluß immer Schalen mit goldgelben Weintrauben, die jeder ohne Maß essen konnte. Ausgetrunkene Flaschen wurden ohne weiteres durch volle ersetzt. NB. Die Flasche kostet 30 Pfennig, ist also billiger als bei uns das Bier. Für Nachtlager, Frühstück, Mittag und Abendbrot zahlten wir pro Kopf 5 Mk. (12 Peseten), später bei fast gleicher Verpflegung — vier Gänge — nur 7 Peseten = 3 Mk. Südllich von Madrid waren besonders Melonen als Nachtisch beliebt. Weintrauben hatte man sich schon übergegessen (1).

Doch zurück zur Tafel! Wir hatten uns eben geseht, da kam zu aller Freude Fräulein Albrecht an. Die Damen waren in festlicher Kleidung erschienen, die jungen Männer hatten sich auch bemüht, äußerlich hübsch zu erscheinen, und im Glanz der Jugendschöne bildete nun das Geburtstagskind den würdigen Mittelpunkt. Unser Photograph hat das Bild der Tafel gelungen festgehalten. Es war leicht für mich, unseren Gedanken und Wünschen Ausdruck zu geben, ein Geburtstag, wie er in der Art nur einmal von Fräulein Albrecht und uns gefeiert wird, erstlich in San Sebastian — nie wieder; sodann als der Tag, an dem man majorenn wird — nie wieder! — dann im Kreis so vieler junger froher Leute und mit Posaunenmusik — nie wieder! Bleibt nur übrig zu danken und zu wünschen, daß Gott helfe, den Lebensweg freundlich zu gestalten und das Herz zu bewahren zum guten Gelingen der Lebensaufgabe. Hoch, hoch, hoch! — war schön; besonders auch daß Fräulein Albrecht vorsorglich ihren Geburtstag gerade auf diesen Tag verlegt hat, an dem wir frei genug waren, ihn so festlich zu begehen.

Schon am Vormittag waren einige an den Strand gegangen und berichteten von der großartigen Brandung am Ufer. Wir gingen am Nachmittag hin, und in der Tat, was wir sahen,

gehört zu den stärksten Eindrücken, die wir auf der ganzen Reise gehabt haben. Die See schien gar nicht so stark bewegt. Nicht am Badestrand, der ist flach, aber seitwärts an der Küste, wo die Kaimauer wohl zehn Meter hoch war, preschten sich die Wellen in der halbkreisförmigen Bucht zusammen und brausten nicht bloß die zehn Meter, sondern noch fünf Meter höher hinauf in die Luft, und dann perlte das Wasser in silbernen Tropfen zurück. Der Weg führte unmittelbar am Strand entlang. Ein junges Paar ging vor uns, passte nicht auf, und ein solcher Sprühregen ging auf sie herunter. Sie schüttelten sich heftig, aber es mag ihnen gut gewesen sein. Einige von uns gingen auf die riesigen, künstlichen Betonblöcke hinaus, die der Mauer zu ihrem Schutz vorgelagert waren. An ihnen brach sich zuerst die Gewalt der Wellen. Eine kam heran, brach sich, ehe sie hoch kam, flutete zurück; schon kam eine zweite über sie, überschlug sich, beide würgten einander ab, aber die dritte ging über die beiden ermüdeten hinweg und brauste am Ufer in die Höhe. Es war ein großartiges Schauspiel. So weit man nach rechts sehen konnte, die gleiche Brandung. Wir Landratten schauten wohl eine halbe Stunde in das Wogengebrause. Der Blick ging auch öfter auf das weite Meer, wir hätten gern zwei Stunden da gestanden — aber die Uhr erinnerte an die Rückkehr zum Quartier. Wir hatten Unvergeßliches gesehen.

Inzwischen hatte Herr Ganson die deutsche Kolonie mobil gemacht, denn am Abend sollte ja das Konzert sein. Am Abend? — Das heißt um 11 Uhr. Das ist die Zeit, in der immer das gesellschaftliche Leben in San Sebastian beginnt: Theater, Konzerte, Gesellschaft und dgl., das akademische Viertel kommt dazu. So fingen wir um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr an. Es hatten sich etwa 50 Personen zusammengefunden. Der Konsul war auch gekommen. Man saß an Tischen und trank nach deutscher Art sein Glas Bier. Der Besitzer des großen Zentrals-Hotels hatte den Saal umsonst zur Verfügung gestellt. Wir spielten Volkslieder, abwechselnd Quartett, Quintett und voller Chor. Die Darbietungen wurden freundlich aufgenommen. Zwischenbüch lud man die Bläser zu einem Glas Bier an die Tische. Um $\frac{1}{4}$ 1 Uhr wurde Schluß gemacht. Herr Ganson wollte sammeln. Ich bat, es nicht zu tun. „Ich komme aber heute noch zu Ihnen ins Hotel.“ Richtig, um $\frac{1}{2}$ 2 Uhr (!) brachte er 94 Pef. (= 45 Mk.) als Beihilfe zu unseren Reisekosten von den Versammelten.

Dann schnell ins Bett, denn am nächsten Morgen früh ging unser Zug ab zur längsten Fahrt auf unserer Reise, nach Madrid. Die Fahrkarten zum Luxus-(D.)-Zug waren schon vor fünf Tagen ausverkauft. So mußten wir den correo (Postzug) benutzen, der etwa die doppelte Zeit gebraucht — 22 Stunden! Unser treuer Herr Ganson war wieder am Zuge, uns Lebewohl zu sagen. Es rührte uns stark. Wir hatten inzwischen von ihm erfahren, daß er aus Rathenow stammte (der Brillenstadt), über Amerika und England in San Sebastian gelandet war. Seine Frau ist eine katholische Spanierin, die wir flüchtig kennenlernten. Wohl deswegen und weil er — wie er sagte, als „Protestant“ hätte sein Geschäft schließen müssen, ist er katholisch geworden. „Ich gehe aber nie in die Messe.“ Er hat nur einen anderen Noct angezogen. Er fühlte sich sichtlich in unserer Gemeinschaft wohl. Wir verdankten ihm sehr viel freundliche Bemühung und zuletzt auch das, daß unsere Bläser spielen konnten, nachdem in Paris die Instrumente hatten in den Kästen bleiben müssen. Auch tat es wohl, daß wir unter Landseuten deutsche Laute hören, deutsch sprechen und durch die Lieder zu innigst uns mit ihnen verbunden fühlen konnten. Es war eine Stimme, daß wir Herrn Ganson nicht vergessen dürften. Er erhielt auch bald Grüße. Daß ganz im Stillen gerade in Verbindung mit ihm ein Ungewitter hinter uns aufzog, davon war nur wenigen von uns etwas bekannt, auch mir nicht. Einem Bläser war nämlich der auf 4 Beinen stehende Kleiderschrank in seinem Quartier umgefallen, aus den Fugen gegangen, und hatte das Waschgeschir und die Marmorplatte des Waschtisches zerschlagen. Er wußte nicht, wie er das dem Wirt verständlich machen sollte. Daß armario „der Schrank“ heißt, hatte er noch in Potsdam gelernt. Aber nun: „armario bum bum“ zu melden, schien ihm unverständlich. Der Zug rief. So teilte er es erst unterwegs der Dolmetscherin mit. Ich bekam dann noch nach Potsdam einen Brandbrief vom Gastwirt, verdeutschte durch Herrn Ganson. Wir schickten 20 Mk., der Wirt war aber inzwischen beruhigt. Ihm hatte Herr Ganson gesagt, daß er wegen des schlechten Zustandes des Schrankes sogar noch haftpflichtig gemacht werden könnte. Der Bläser sei anscheinend unter den Spiegel der Schranktür zu liegen gekommen, hätte vielleicht Schaden genommen usw. Genug, die 20 Mk. kamen zurück. Der Wirt käme für alles auf und sei dankbar, daß er so davon komme.

Nach Madrid. Also um 8 Uhr vormittags schlägt die Abschiedsstunde von San Sebastian. Es war doch schön gewesen in San Sebastian. Sieh' auf dem Bild die frohen Gesichter an, wie sie aus den Fenstern der Abteile sehen; am Eisenbahnwagen unten steht das Ziel: Madrid. Der König von Spanien war noch da in San Sebastian, aber er fuhr nicht mit. Er wollte von uns in Madrid empfangen werden — 3 Tage später. Erwartungsvoll treten wir die Bahnfahrt an, die die längste auf der ganzen Reise werden sollte, von morgens 8 Uhr bis nächsten (Mittwoch) Morgen um 6 Uhr, das sind 22 Stunden! Ich hielt es für meine Pflicht, mich zu schonen, und fuhr mit Schwester Emma, der es ihre Mittel gestatteten, 2. Klasse. Aber auch 3. Klasse ist es insofern erträglicher als bei uns, weil die Sitze gepolstert sind; man be-

kommt keine Hühneraugen. Die Fahrt war zunächst — stundenlang — sehr abwechslungsreich. Der Zug kletterte durch Tunnel auf Tunnel über die Ausläufer der Pyrenäen und des Kantabrischen Gebirges mit Steigungen und Senkungen bis auf die Höhe der Alt-Kastilischen Hochebene. Gesamtsteigung vom Meer ab 1500 Meter. Anfangs reizvolle Blicke zwischen den Tunnels in schöne Täler, aber dann auf der Höhe eine unendlich eintönige Landschaft. Beim Vorüberfahren an Burgos sahen wir noch die Türme der hochberühmten Kathedrale. Dann kam die Abenddämmerung und sie, wie die Ode draußen, schläfernte uns ein. Etwa eine Stunde vor Madrid durchquerten wir ein Gebirge, die Sierra Guadarrama, zwischen 4 und 5 Uhr. Ich habe keine Erinnerung mehr daran. Aber auf einen Wink von Fel. Albrecht erwischte ich noch kurz einen Blick auf das Palast-Kloster Escorial, dem wir ja einen Besuch schuldeten.

In Madrid. Um 6 Uhr fuhr der Zug auf dem Bahnhof von Madrid ein, der Hauptstadt des Landes! Bis zum „hurra!“ brachten wir es nicht, stiegen aber alle lebendig und wohlgenut aus unseren Kabinen. Kein Wunder, wir waren ja alles junge Leute. Ich war der älteste, hatte aber vorsorglich schon vor Antritt der Fahrt meine 73 umgedreht in 37; so wurden die Strapazen leicht ausgehalten. Jedenfalls erinnere ich mich deutlich, daß ich das Straßenbild vor dem Porvenir, als ich gleich früh aus dem Fenster meines Zimmers blickte, mit voller Frische und Empfänglichkeit in mich aufnahm — ein echt spanisches Bild! Da fuhren nämlich eine zahllose Menge zweirädriger Wagen, besser Karren auf hohen Rädern, einer hinter dem anderen die Straße entlang aus der Mitte kommend zur Stadt hinaus. Die Kasten mehr oder weniger hoch besetzt; da einer bespannt mit einem großen Maultier, vor demselben ein kleiner Esel, auf dem Wagenbrett unten ein Bursche, der Lenker sitzend, mit den Beinen fast auf die Erde baumelnd, oben auf dem hochgestürmten Unrat und Stroh ein Mädchen sitzend, vielleicht in zerlumpte Kleider, das Ganze im höchsten Grade malerisch. Ich hätte nach unserem Photographieren schreien mögen. Aber der Wagen war schon vorüber. Andere zahllose folgten zwar. Aber sie ließen sich nicht gern photographieren. Die späteren Versuche waren vergeblich oder gerieten doch nicht gut genug. Diese Wagenkarawane zieht jeden Morgen denselben Weg, kommt ganz früh von draußen in die Stadt und fährt noch früh allen Unrat und alle Abfälle aus der Stadt — eine Art Müllabfuhr. Bei uns machen es große Autobusse. Die Maschinen nehmen den zahlreichen Leuten die Arbeit ab. Überall das Gleiche. Folge sind die Arbeitslosen, von der Maschine Verdrängten — Tragik!

Auf dem Bahnhof waren wir eine Stunde zu früh angekommen, wurden infolgedessen nicht empfangen und erfrischten uns gern durch eine Tasse Kaffee in der Bahnhofswirtschaft. Inzwischen waren dann aber zwei Söhne von Herrn Pastor Fliedner und die Tochter Inge gekommen, hießen uns willkommen und geleiteten uns auf dem metro (der Untergrundbahn) zu unserm Hauptquartier, dem Porvenir (= „Zukunft“). Das ist das evangelische Gymnasium, in welchem die meisten von uns wohnen sollten.

So war es nun tatsächlich wahr geworden, was zuerst beim Aufstauen des Reiseplans als Scherz gemeint und vielfachem Kopfschütteln begegnet war: Wir waren in Madrid und haben Herrn Pastor Fliedner mehr gebracht, als nur das in Aussicht gestellte Ständchen, das Ganze auch in einem Rahmen, der den eines Ständchens erheblich übertraf; ich denke zu seinem Vorteil. Zudem waren wir ja nun in dem Haus, von dem die Vorbereitungen unseres Unternehmens in ganz Spanien ausgingen. Als wären wir nach Hause gekommen, so heimatisch fühlten wir uns vom ersten Tage an in dem gastlichen Haus. Das Porvenir ein großes stattliches Gebäude, man darf wohl sagen: Die Hochburg des ganzen evangelischen Werkes in Spanien. Der Anblick dieses Gebäudes allein gibt dem Beschauer den unmittelbaren Eindruck von der weitreichenden und wohlbegründeten Arbeit, die in Spanien im Dienst des Evangeliums geleistet wird. Mit allen Mitteln kirchlicher und staatlicher Macht ist versucht worden, den Bau zu verhindern. Nicht bloß die Regierung, sondern auch der Papst hat das Mögliche in der Hinsicht getan. Aber unter dem Ministerpräsidenten Sagasta ist es dem verstorbenen Pastor Fritz Fliedner doch gelungen, das Haus aufzurichten nach Überwindung unendlicher Schwierigkeiten. Von seinen drei in Spanien arbeitenden Söhnen wohnt der eine Pastor Theodor Fliedner im Provenir, der zweite, Direktor des Gymnasiums, Georg Fliedner hat seine Arbeit ebenda, während der dritte, Hans Fliedner, Pastor einer evangelisch-spanischen Gemeinde in Madrid ist.

Unsere erste ernste Aufgabe war, am Vormittag auszuschlafen. Die Pflicht zu solchem Ausruhen bzw. Schlafen war vor Antritt der Reise zum Gesetz gemacht auch für die, die sich frisch genug fühlten, ohne dasselbe anzukommen. Es war geschehen, damit jedes Chormitglied mit voller körperlicher und seelischer Frische an die Spielaufgabe gehen konnte. Hier in Madrid erwies sich das gleich als dringend nötig. Denn als wir uns zu Tisch versammelten, lag schon eine Aufforderung der großen Zeitung „Heraldo“ vor, wir möchten am Nachmittag um 4 Uhr in der Redaktion der Zeitung spielen. Herr Pastor Theodor Fliedner hatte nämlich einen Artikel im Heraldo veröffentlicht, in dem er mit etwas hochgegriffenen Tönen auf unser Kommen und Spiel hingewiesen hatte.

Nun wollten sich die Schriftleiter wohl überzeugen, ob unsere Leistungen derart seien, daß sich die Zeitung für uns einsetzen könne. Wir sagten zu und fuhren hin. Da war denn der ganze Redaktionsstab und einige Gäste versammelt. Wir spielten im vollen Chor: „Gloria sei dir gesungen“ nach Bach'schem Satz — warmer Beifall, Händeklatschen. Das Eis war gebrochen. Es folgten noch zwei Volkslieder, die auch einschlugen. Ein Herr erbot sich dann durch Herrn Kandidat Fliedner, uns am nächsten Tag spanische Volkslieder zur Laute zu singen. Wir mußten danken, denn wir waren für den folgenden Nachmittag und Abend besetzt. Herr Fliedner raunte mir aber zu: „Sie dürfen das Anerbieten nicht ablehnen, es ist eine außerordentliche Ehrung, die Ihnen zugebracht ist, der Herr ist der berühmte „Helden-Tenor von der Staatsoper“. Er lud uns dann, als er hörte, daß wir nicht frei seien, zu übermorgen ein. Wir wurden noch photographiert. Das Bild kam am nächsten Tag in die Zeitung. Wir sahen auf demselben nicht schön, stark übernächtig und starr-äugig aus. Das lag aber nicht an uns, sondern an dem Blitzlicht. Dann ging's zurück ins Porvenir. Pastor Fliedner klatschte triumphierend in die Hände, als er hörte, daß wir in der katholischen Redaktion unsere großartige evangelische Choralmelodie gespielt hatten: „Wachet auf, ruft uns die Stimme!“

Wiel Zeit war nicht zu verlieren, denn für den Abend — 8 Uhr — war die Feierstunde für die evangelisch-spanische Gemeinde in der großen Aula des Porvenir angelegt. Sie fand statt. Etwa 250 Personen füllten den Saal. Herr Pastor Fliedner hatte den Text der Schriftworte ins Spanische übersetzt. Von den Liedern war ein Teil auch den Spaniern bekannt. Von den übrigen hatte er eine ausführliche Inhaltsangabe mit auf das Programm drucken lassen, so daß jeder dem Sinn der Musik folgen konnte. Am Schluß der Feier fragte ich Herrn Fliedner, ob sie wohl Eindruck gemacht hätte. Da sagte er: „Hören Sie denn nicht, wie sie Ihnen geantwortet haben?“ Ich sagte: „Wie denn geantwortet?“ Er: „Mit dem kräftigen Gesang.“ Das konnte ich ja nun nicht beurteilen. „Aber,“ fügte er hinzu, „schon daß es so still, ganz still war, ist ein Zeichen besonders lebhafter Teilnahme. Denn das ist für eine spanische Gemeinde eine große Leistung, so lange still zu sein, das bringen sie sonst kaum fertig.“ Befriedigt und dankbar konnten wir den Tag beschließen.

Am nächsten Tag besuchten wir den weltberühmten Prado, das ist ein Gemälde-Museum. Vor demselben die lebensgroße Bronze-Statue des Malers Velasquez. Drin die Gemälde der großen spanischen Maler, deren Namen Epochen bedeuten: Velasquez, Goya, Murillo, Greco u. a. Wir konnten leider nur ganz flüchtig die Treppen-Gemälde und einige Säle besichtigen. Aber es genügte, um doch einen tiefen Eindruck von der Großartigkeit der Gemälde zu gewinnen, der mir den schnellen Abschied recht schwer machte.

In der letzten Unterrichtsstunde um 12 Uhr sollten wir ja in der evangelisch-spanischen Volksschule spielen. Man wunderte sich über die große Zahl der Schüler, die sich in der Aula versammelt hatten. Eine bestimmte Zahl konnte der Lehrer nicht angeben. Es handelt sich um 120 bis 130. Die Zahl wechselt dauernd. Es herrscht ja kein Schulzwang, wenigstens steht er nur auf dem Papier. Wenn es den Eltern paßt, nehmen sie ganz nach Belieben die Kinder fort, etwa wenn sie nach ihrer Meinung genug gelernt haben, etwa Schreiben und Rechnen, oder wenn ihnen das Schulgeld zu viel wird oder wenn sie sie zu Hause gebrauchen. Dabei ist zu beachten, daß in den staatlichen Volksschulen kein Schulgeld gezahlt wird und daß die Kinder trotzdem die evangelische Schule besuchen, in der Schulgeld zu bezahlen ist. Für die Lehrer eine ungemein schwierige Aufgabe, aber zugleich eine unvergleichliche Gelegenheit zu erzieherischer Einwirkung in evangelischem Sinn bei den immer wechselnden Kindern. Die Schule offenbar ein besonders wichtiges Mittel evangelischer Mission. Wir spielten den Kindern fröhliche deutsche Volkslieder, auch geistliche wie: „So nimm denn meine Hände“, „Alle Vögel sind schon da“ u. a. Sie freuten sich natürlich sehr. Schon die blinkenden Instrumente waren sehr nach ihrem Geschmack, das ganze eine willkommene Abwechslung im Schulbetrieb. Ich bat, daß die Kinder auch ein Lied singen möchten. Sie sangen eins in der Art englischer Melodien. Ich fragte den freundlichen Lehrer, ob sie nicht ein richtig spanisches Lied singen könnten. Da zuckte er verlegen die Achseln: die lehren wir sie nicht, die lernen sie draußen allein auf der Straße. Ich bat aber weiter und dann einigten sich einige 20 über eines. Das sangen sie. Ja, das war nun freilich was anderes. Da kam spanisches Temperament und spanischer Rhythmus heraus und riß mit fort. 10 sangen dann noch eins, den Inhalt verstanden wir nicht. Schon dachte ich, daß es vielleicht nicht ganz stubenrein sein möchte. Aber der Lehrer erhob keinen Einspruch. So wird ja keine Entweihung der ernsten Stätte erfolgt sein. Wir leiteten noch die Gemüter zu etwas geheiligterer Musik über und nahmen dann Abschied. Eine recht frohe Stunde, die wir mit den Kindern verlebt hatten, lag wieder hinter uns.

Feier auf dem Friedhof. Der Nachmittag war nun einer Feier auf dem Friedhof gewidmet. Ich hatte Frau Pastor Albrecht in Potsdam versprochen, daß wir am Grabe ihres Mannes, des früheren Pastors der deutschen Gemeinde, eine Gedächtnisfeier halten würden. Wir fuhren mit

Frau Pastor Gledner und zwei Söhnen zum Friedhof hinaus, weit, weit hinaus jenseits des Weichbildes der Stadt, vorbei an dem großen neuen Kundgebäude für Stierkämpfe, vorbei an regellos im durchfurchten Feld erbauten Hütten und Häusern, bis endlich die großen katholischen Friedhöfe auftauchten und daneben der kleine Zivil-Friedhof für alle Nicht-Katholiken. Unsere kleine Gemeinde stellte sich um das Grab von Herrn Pfarrer Albrecht auf. Wir spielten 3 Verse von: „Was Gott tut, das ist wohlgetan.“ Dann rief ich uns allen ins Gedächtnis, was dies Grab bedeute: „Ein überaus schweres Schicksal für die betroffene Familie. Der Entschlafene starb plötzlich in der Vollkraft seiner Jahre in gesegneter Arbeit stehend, als das jüngste seiner sieben Kinder 7 Monate alt war. In tieferes Dunkel ist wohl selten eine Witwe und Mutter gestellt worden, als damals Frau Pastor Albrecht, die dann dem Wunsch ihres Mannes folgend mit den sieben Kindern in die Heimat desselben nach Deutschland zog, in eine ebenso dunkle Zukunft. Denn hier kam sie im Jahre 1923 in die Zeit der Inflation und damit der größten Nöte unseres Volkes und Vaterlandes.“ Ich hatte Frau Pastor Albrecht gefragt, was wir am Grabe spielen sollten. Da hatte sie ganz impulsiv gesagt: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.“ Ich hatte gestutzt, mir aber dann überlegt: das soll der Dank dafür sein, daß Gott der Herr sie und ihre Kinder durch so großes Leid und so große Not gnädig hindurchgeführt hat und daß es ihr möglich geworden ist, ihre Kinder, die sich durch Begabung und Fleiß viele Anerkennung erworben haben, bis auf diese Stunde durchzubringen. Ich schloß: „Im Gedenken daran wollen wir nun ihrem Wunsche gemäß hier das Lied spielen zu dem Text:

Lobe den Herren, der alles so herrlich regieret,
 Der dich auf Adlers Fittichen sicher geführtet;
 Der dich erhält, wie es dir selber gefällt,
 Hast du nicht dieses verspüret?!

und den letzten Vers:

..... Er ist dein Licht,
 Seele, vergiß es ja nicht.
 Lobende, schließe mit Amen.“

Wir schlossen mit: „Jesus, meine Zuversicht“.

Unterdes hatte sich am Eingang des Friedhofes eine Anzahl von Männern, etwa 15–20 versammelt, die dem Spiel zuhörten.

Als wir geendet, sagte Frau Pastor Gledner, daß sie auch ein Grab hier habe, das eines achtjährigen Kindes, das vor zwei Jahren nach schwerem Leiden gestorben sei. Wir gingen zu demselben. Auf dem Grabstein stand: Ps. 23: Der Herr ist mein Hirte. Ich fragte Frau Pastor, ob wir den 23. Psalm spielen sollten, welcher mit diesen Worten beginnt. Sie bejahte es, und wir spielten den Psalm, ich darf wohl sagen, mit eigener Ergriffenheit und Andacht:

Der Herr ist mein Hirte,
 Mir wird nichts mangeln,
 Er weidet mich auf einer grünen Aue
 Und führet mich zum frischen Wasser,
 Er erquicket meine Seele ...

Fräulein Albrecht schmückte noch das Grab ihres Vaters mit Blumen. Leider erfuhr ich zu spät von ihr, daß sie gern noch die Gräber anderer Bekannten aus ihrer Madrider Zeit besucht hätte. Wann wird sie wieder hinkommen? Wir hätten wohl noch etwas Zeit zugeben können.

Am nächsten Tag stand in der „Espanna Evangelica“, einer spanischen Zeitung, folgender Artikel: (Übersetzung.)

„Wir kamen aus dem alten Tor des katholischen Friedhofes, nachdem wir die Leiche eines Kindes zu Grabe geleitet hatten. Da hörten wir von der entgegengesetzten Richtung her die lieblichen Klänge einer wunderbar harmonischen Musik.“

Zuerst Überraschung, dann Neugier. Instinktiv betraten ungefähr 20 Mann, Arbeiter in der Hauptsache, den Zivilfriedhof, überzeugt davon, daß dort das seltsame Konzert stattfand. Bald erkannten wir auch jene sympathischen jungen Männer, Mitglieder des C.W.J.M., die am Abend vorher, leider vor weniger Zuhörern, als ihrer Kunst, ihrer Bescheidenheit – und unserer Höflichkeit zutamen, ein bemerkenswertes Konzert über Kirchenmusik im Collegio del Porvenir abgehalten hatten, und die unter Führung ihres greisen Pastors ihren gestorbenen Landsleuten eine tiefgefühlte Huldigung darbrachten.

Mehr noch als die Lust, die deutschen Musiker zu hören, trieb uns der Wunsch, zu beobachten, welche Wirkung wohl dieses schöne und den Spaniern so neue Geschehen auf das zusammengelaufene Publikum hätte. Wir fürchteten, um ehrlich zu sein, Urteile hören zu müssen, die uns unangenehm

wären, da man doch bedenken muß, wie abweisend wir Madrider dem Neuen gegenüberstehen und wie spöttisch wir nun mal sind.

In diesem Augenblick näherte sich der Chor dem Grabe Hanna Fliedners, und dorthin begaben wir uns auch. Und von neuem hörte man durch die Stille des schönen Herbstabends die schönen und harmonischen Takte eines seelenvollen religiösen Tonwerkes. Es war ein Gebet ohne Worte, welches wir in der göttlichen Sprache der Musik alle verstanden (Ps. 23). Dieses kurze und tiefempfundene Stück machte einen tiefen Eindruck auf alle, die es anhörten. Keine unangenehme Bewegung und kein häßliches Wort seitens der unerwarteten Hörer! Im Gegenteil, als sich diese Männer aus dem Volk zerstreuten, welche doch nicht evangelisch waren, besprachen sie ohne Rückhalt jenes schöne und ergreifende Geschehen, welches ihnen allen nahegegangen war.

Bei den Bemerkungen, die immer günstig waren, gab es solche für jeden Geschmack:

- a) „Von diesen Ausländern sollten wir lernen!“
- b) „Was für ein Zusammengehörigkeitsgefühl haben doch diese Deutschen! Wenn auch nur — Gott weiß, wie lange es her sein mag, daß man ihre Landsleute hier begraben hat —, kommen sie doch auf ihrer Reise durch Madrid auf den Friedhof, um ihnen eine Leichenseier zu halten.“
- c) „Ich ziehe dieses dem Singsang unserer Priester vor.“

Sendung:

Euch, ihr jungen Männer, Bläser aus dem Potsdamer Posaunenchor, die ihr mit euren Posaunen aus romantischer Ferne in das Land des Tambourins und der Becken gekommen seid, möchte ich die spontane Huldigung, welche aus Bewunderung und Sympathie entstanden ist und euch an einem warmen Oktober-Nachmittag von einigen Madrider Arbeitern dargebracht wurde, überbringen.

Donale.“

Lieder-Abend in der Ober-Realschule. Wir nahmen dann Abschied vom Friedhof und den Entschlafenen — auf wie lange?! Die Zeit drängte wieder, denn für den Abend war ein Volkslieder-Abend in der Aula der deutschen Ober-Realschule vorbereitet. Dazu waren die Mitglieder der deutschen Kolonie geladen. Eine zahlreiche Zuhörerschaft füllte die große Aula. Wir spielten einige Lieder. Dann fragte ein Herr an, ob ein Quartett im Wechsel mit dem Chor singen könnte. Es war für uns nicht bloß eine dankbare, sondern eine genussreiche Stunde. Wir hatten den Sängern auch unsererseits von Herzen Beifall geklatscht und sie auch unserem Spiel; beides ohne jedes Gefühl von Neid. Das tat ihnen und uns wohl.

Dann trat ein Herr hinzu und sagte, ein Sängerbund von 250 Mitgliedern habe beschlossen, uns am folgenden Abend ein Bankett zu veranstalten. Die Ehrungen fingen an, übers Maß zu gehen und uns gefährlich zu werden. Aber wie auch sonst setzte unsere Aufgabe uns Schranken. Wir mußten dankend ablehnen, denn der nächste Tag samt dem Abend war schon besetzt. Aber man ließ nicht nach. So sollten wir wenigstens noch gleich mitkommen und ein Glas Bier mit ihnen trinken. Ich holte meine Zahl 73 wieder vor, verschanzte mich hinter ihr und ging artig nach Hause. Herr Pastor Fliedner folgte aber mit den Bläsern der Einladung, und die wußten hernach nicht genug zu rühmen, wie gemüthlich und fröhlich es noch gewesen wäre. Deutsche hatten sich draußen wieder zu Deutschen gefunden. Jene hatten unser Spiel als Gruß aus der ferneren lieben Heimat empfunden und wir ihr Mitwirken als warmen Dank, beide durch Heimatgefühl und heimatlichen Sang aufs innigste verbunden. Was hätten wir hier und an andern Orten den Deutschen sein und bringen können an Freude und Herzstärkung, wenn wir mehr Zeit gehabt hätten! So sagte der wortführende Herr: Bleiben Sie noch zwei Tage hier, daß wir Zeit hätten, einzuladen, dann garantierten wir Ihnen den größten Saal bis auf den letzten Platz besetzt, 1 Pefete Eintritt, und Sie nähmen 500 Pefeten mit auf die Reise. Es konnte nicht sein.

Palast-Kloster „Escorial“. Am nächsten Tag (Freitag) galt unser Besuch dem berühmten Palast-Kloster Escorial. Das liegt eine Stunde Bahnfahrt nordwestlich von Madrid in öder, wüstenartiger Umgebung auf einer größeren Anhöhe. Auf Wunsch Karl V., Königs von Spanien und Kaisers von Deutschland, 1519 bis zu seiner Abdankung 1556, vor dem Luther auf dem Reichstag zu Worms stand, hatte sein Sohn und Nachfolger Philipp II. (1556—1598 nur König von Spanien) das Kloster als würdige Grabstätte erbaut. Ein Gebäude in jeder Hinsicht von größten Ausmaßen. Im Kloster eine Kirche, von der es in einer Kunstgeschichte heißt: Es gehört ein angestrengtes Nachdenken dazu, um zu erfassen, daß dieser große erhabene Bau nur ein verhältnismäßig kleiner Teil eines Gebäudes ist. Auf marmorner Treppe steigt man herab zum Pantheon, der Grabstätte ganzer Generationen königlichen Geschlechts: Raum an Raum, Sarg an Sarg, alles von weißem Marmor und die Räume licht und hell. Herr Pastor Fliedner führte uns durch und machte manche interessante und historisch bedeutsame Bemerkung. Unter anderm wies er auf die Lagerstatt Philipps II. hin, die so angebracht war, daß der König, wenn er im Bett lag, den Altar der Kirche sehen und der Messfeier folgen konnte!

Spanien stand damals auf der Höhe seiner Macht. Amerika war entdeckt. Im Reich Karls V. ging die Sonne nicht unter. Reichtümer flossen den Machthabern zu. Obschon die Kriege freilich mehr verzehrten als einbrachten, veranlaßte der Machtgedanke es doch, daß Philipp im Anschluß an das Kloster einen ebenso großartigen Königspalast baute, der neben der Wohnung des Kaisers u. a. die größte Bibliothek und das größte Gemälde-Museum der Welt bergen sollte. Wir konnten einen flüchtigen Blick in die wichtigsten Räume tun.

Uns zog nun aber etwas anderes, dagegen äußerlich ganz Geringes an. Nicht weit von dem Gebäude, außerhalb der eigentlichen Anlage, liegt ein kleines zweistöckiges Häuschen mit kleinen vierseitigen Fenstern, kleinen Zimmern und primitiver Küche, alles in Kleinbürgerlichem Stil. In diesem Haus hat — man kann es kaum denken — Philipp II. während der Jahre gewohnt, da das Kloster gebaut wurde. Von hier aus hat er den Bau, die kriegerischen Unternehmungen und die blutigen Verfolgungen, durch die er die evangelische Bewegung in Spanien tatsächlich ausgerottet hat, geleitet. Man sagt, das Kloster auf dem Berg mit dem Palast mitten in einer Einöde rings herum, das ist ein sprechendes Symbol für das, was Philipp aus Spanien gemacht hat. Der fürchterliche Druck seines Regiments lastet noch bis heute lähmend auf dem geistigen Leben Spaniens. Verschwiegen werden darf allerdings nicht, daß Spanien in Literatur und Malerei eine große Kunstblüte gerade im 16. Jahrhundert erlebte. Man erklärt es damit, daß diese Künstler zwar vom freiheitlichen Geist der Zeit berührt, aber doch von Jugend auf mit den Vorstellungen der katholischen Religion verwachsen waren.

Nun durfte durch uns das folgende geschehen. Das kleine Wohnhaus Philipps II. hatte merkwürdigerweise von dem evangelischen Werk durch Pastor Gliedner erworben werden können, schon vor geraumer Zeit. Im Nebenraum ist eine evangelische Schule, ein Lehrer mit Familie wohnt dort. Das kleine Haus dient den Arbeitern am Ev.-Werk gelegentlich als Erholungsstätte. Schon in Potsdam hatte Herr Pastor Gliedner gesagt, da muß der Posaunenchor spielen: „Ein feste Burg ist unser Gott.“ Wir hatten unsere Instrumente mitgenommen und spielten das Luther-, das Kegerlied. Lebte Philipp II. noch, so hätte es uns das Leben gekostet. So verlief alles friedlich, nicht gerade besonders stimmungsvoll, weil keine Versammlung da war, die es aufnahm. Aber die Tatsache war und ist doch sprechend: dort der grausame Verfolger des Evangeliums in seinem Werk, hier Luther und das Evangelisationswerk trotz ihm! Und heute spielt hier ein Posaunenchor aus Deutschland, dem fernem Heimatland der Reformation, das evangelische Glaubens- und Trutlied: „Ein feste Burg ist unser Gott!“ Wunderbare Wege und Fügungen!

Neben dem Palast-Kloster liegt ein kleines Dorf Escorial. Das hat sich natürlich auf den zahlreichen Fremdenverkehr eingerichtet. Wir aßen in einer Restauration, in der Herr Pastor Gliedner gut bekannt war, zu Mittag. Dann hieß es: Zurück nach Madrid zur Tagesaufgabe. Es war eine schöne vergnügliche, freilich etwas eingequetschte Fahrt. Herrn Pastor Gliedner steht ein altes, aber noch recht arbeitswilliges, halb geschenktes Auto zur Verfügung. Mit dem war er uns nach- oder vielmehr bei der Hinfahrt zugekommen. Jetzt wurden außer dem Sohn, der den Chauffeur machte, die drei Damen und meine Wenigkeit hineinverfrachtet. Wir kamen ziemlich vierkantig nach einer sonnigen Fahrt von einer Stunde in unserem Porvenir wieder an. Obgleich die Sonne an dem Tag, wie alle Tage, die wir in Spanien waren, vom wolkenlosen Himmel schien, war die Luft doch nicht drückend. Madrid liegt 640 Meter über dem Meer. Nachts war es geradezu kühl. Es ist auch bei Tage lange etwas wie Kühle in der Luft. Zudem ist sie trocken und infolgedessen nicht drückend.

Wir bekamen hier die ersten ausführlichen Nachrichten aus Deutschland. Die berichteten in griesgrämiger Stimmung von Regen und unbefriedigendem diesigen Wetter. Schadenfroh rieben wir uns die Hände, daß wir ein besseres Los gezogen. Anders fühlten wir freilich auch später, besonders in Barcelona, unter dem Druck der wassererfüllten Luft in der Nähe des Mittelmeeres.

Konzert im „Heraldo“. — Opernsänger, Heldentenor Garcia. Heute sollten wir nun Zuhörer in einem Konzert sein. Wir waren zu 7 Uhr in die Redaktion des „Heraldo“ geladen. Da wollte uns ja der berühmte Sänger Juan Garcia, der eben von einer Tournee durch Spanien zurückgekehrt war, spanische Volkslieder zur Laute singen. Er erschien bald nach uns. Seine Laute hatte ein (natürlich auch hervorragender) Künstler mit leuchtenden Bildern geschmückt. Diesmal versammelten sich außer uns und den Herren von der Redaktion noch eine Anzahl Damen, welche offenbar geladen waren, vom Theater und der Oper. Herr Garcia hatte angenommen, daß wir im Wechsel mit ihm spielen sollten. Als er hörte, daß wir unsere Instrumente nicht bei uns hätten, wurde schnell ein Auto geschickt, sie zu holen. Er sang dann Lieder aus Argentinien, Cuba, Süd-Spanien und aus Asturien, seiner Heimat, mit schöner hoher Stimme und vollendeter Technik, fabelhaften Trillern in der Höhe. Reicher Beifall belohnte ihn. Er selbst lachte am lustigsten. Beim letzten Lied war der Beifall der Spanierinnen am kräftigsten. Ich fragte nach dem Grund, dem Textinhalt. Fräulein Albrecht streifte aber. Sie sagte, in dem Zusammenhang des Volksliedes sei der betreffende Ausdruck, um den es sich handele, angängig, aber er lasse sich nicht übersetzen. Übersetzt sei er anstößig.

Zwischen durch spielten die Unfern Volkslieder. Ein merkwürdiges bzw. fragwürdiges Zusammentreffen! Der Kundige speziell Sprachkundige wußte, daß wir uns inmitten von Vertretern eines Bohème-Milieus befanden. Da sich aber alles auf neutralem Boden in einwandfreien Formen abspielte, war doch auch diese Stunde für uns ein interessantes und genussreiches Erlebnis, das wir unsererseits unbefangenen genossen.

Volksliederabend im Porvenir. Mit Auto eilten wir zurück ins Porvenir, denn hier sollte ja den evangelischen Spaniern noch ein Volksliederabend geboten werden. Aula und Emporen waren wieder voll besetzt. Volkslied folgte auf Volkslied. Und jetzt sparten die Hörer auch nicht mit Beifallsbezeugungen, besonders als wir mit dem Jericho-Marsch aus „Josua“ von Händel schlossen. Diese Musik entsprach dem Temperament der Hörer. Er mußte wiederholt werden.

Abschied von Madrid. Hiermit schloß nun auch unsere Tätigkeit in Madrid überhaupt ab. Wir waren in den drei Tagen siebenmal sozusagen beruflich tätig gewesen. Wieviel wir damit gegeben haben, läßt sich nicht messen und sagen. Aber wir hatten auch viel empfangen, nicht am wenigsten in der Gestalt der Gastfreundschaft, die uns das Porvenir gewährt hat. Was hatte es zu bedeuten, daß wir täglich zu allen Tageszeiten wie ein Schwarm plötzlich in das Haus einfielen und immer wieder die lange Tafel gedeckt vorfanden! „Wir sind es gewohnt; in unserem Haus geht's immer aus und ein,“ sagte Frau Pastor Fliedner. Man glaubte es ohne weiteres, wenn man betrachtete, wie alles am Schnürchen ging. Aber damit wurde die Aufgabe nicht leichter, die Frau Pastor Fliedner mit ihren Töchtern anscheinend so spielend löste. Hier ist eben alles Opfer. Darin treten die Frauen den Männern zur Seite. Wie schwach und unzulänglich kam mir unser Dank in Worten vor. Aber vielleicht hat sich Frau Pastor Fliedner damit belohnt gefunden, zu sehen, wie wir uns mit Behagen dem Genuß ihrer Gaben, besonders der großen Melonen-Schnitten, hingaben, die sie uns vorlegte. Das war etwas Neues, an das wir uns von jetzt ab ohne Schwierigkeit gewöhnten. Die gelbigen Weintrauben waren uns schon zu alltäglich geworden. Aber die Melonen! Die lagen an der Seite der breiten Straße in Unmassen, Haufen an Haufen, regellos ausgeschüttet, so, als wäre ein großer Wagen mit Munkelrüben oder Gurken größten Formates umgeworfen. Sie ergänzten denn auch von nun ab unsere Vorräte auf den langen Fahrten. Nur galt es die Entscheidung: Melonen oder Wasser. Beides zusammen verbot sich. Wir hatten sie auch essen gelernt. Man kam sich dabei so ungewohnt naturverbunden vor. Man denke: ohne Messer und Gabel, die lange schelfförmige 30 Zentimeter lange Schnitte an beiden Enden mit beiden Händen angepackt und dann in das gelbe saftige Fleisch der inneren Nubung hineingebissen. Wenn da so alle 20 bei der Arbeit waren — ein großartiges Bild! Aber alles hat ein Ende; das Behagen immer zu schnell.

Am nächsten Tag (Sonabend 11. 10.) hieß es, Abschied nehmen von Madrid, von der lieb gewonnenen Heimstätte im Fliednerschen Haus. Um 10 Uhr ging der Zug ab nach Sevilla.

Herr Pastor Fliedner führte mich noch durch das ganze Haus, ich genoß die Aussichten auf die Stadt und Umgegend, hörte noch von ihm, wie sich dieser und jener Teil dem Grundstück des Porvenir oft wunderbar genug hat hinzu erwerben lassen, daß es zu einem abgeschlossenen Besitztum geworden ist. Er zeigte mir auch noch den verhältnismäßig großen Garten, in welchem ich große Eukalyptusbäume bewundern konnte, die bis zum 3. Stock des Hauses reichten. Die Gemüse waren leider fast ganz vertrocknet. Es hatte seit Juni nicht geregnet. Der Garten, wie die ganze Kastilische Hochebene nördlich und südlich von Madrid bot ja das Bild einer gänzlich verödeten Landschaft. Unterdes war das Auto bereit gemacht. Die übrigen Wäfer und die Damen waren bereits vorausgefahren, um geschlossene Abteile zu erhaschen. Ich hatte wie in jeder Stadt auch hier noch eine selbst übernommene Pflicht zu erfüllen. Auf meinen Rat wurden alle Sendungen aus der Heimat unter meiner Adresse auf das betr. Postamt postlagernd gesandt, damit der Beamte statt 15 Fächer nur eins — das meinige — nachsehen brauchte. Das erwies sich einerseits als nützlich, zwang mich aber an jedem Ort, wenigstens zweimal zu dem manchmal recht entlegenen Postgebäude zu pilgern, denn die Post erkannte keinen Vertreter und keine Vollmacht an. Das Gesicht, das im Paß verewigt war, mußte persönlich erscheinen. An Nachrichten von Hause lag ja so viel. Sie wurden auch immer so dankbar empfangen oder auch brummend vermisst, daß das Abholen lohnte. Die in Madrid erhaltenen meldeten von unbehaglicher regnerischer Witterung daheim. Und uns erfreute Tag für Tag, auch heute wieder blendender Sonnenschein. Die Spanier hätten freilich Regengüsse lieber gehabt. Es wurde uns gesagt: Wenn es regnete, dann verwandelte sich die ganze vertrocknete graue und öde geradezu tote Landschaft in eine grüne Oase. Da es Oktober war, durfte man auf Regen rechnen, und wir dachten, bei unserer Rückkehr aus dem Süden dies Naturwunder zu erleben. Aber das Erhoffte, von den Spaniern Ersehnte geschah nicht. Erst bei der Einfahrt in die Schweiz sahen wir wieder einen bewölkten Himmel. Uns Nordländern war es recht, denn uns steht ja der Süden, auch Spanien, so gern als das Land der Sonne vor Augen. Wir haben es auch dankbar so genießen können und überließen die Unseren in der Heimat gefühllos dem von ihnen gemeldeten Regenwetter und Trübsinn. So ist der Mensch; wenigstens wir waren so.

Auf dem Bahnhof gab ich Briefe und Karten in die ausgestreckten Hände. Dann nahmen wir Abschied auf Wiedersehen; wir wollten ja in wenig Tagen zurück sein. Die Kameraden hatten zwei Abteile besetzt, wir blieben zusammen. Ich fuhr allerdings wieder eigenstündig 2. Klasse. Und dann ging es fort nach Sevilla, der Blumenstadt, auch die weiße genannt nach der weißen, leuchtenden Farbe der Häuser. Die Fahrt währte nur halb so lange als die gleiche Strecke von San Sebastian nach Madrid. Grund ist die starke Steigung dort; hier dagegen sind wir auf der Höhe, durchfahren die Kastilische Hochebene und steigen herunter zur Andalusischen Tiefebene, in der Sevilla liegt; dort Post-Zug, hier D.-Zug.

Von außen her anregend war die Fahrt lange Zeit nicht. Man sah rechts und links nichts als graues Land, ohne Acker oder Weide unterscheiden zu können, zu beiden Seiten begleiteten uns endlose kahle Gebirgszüge bald ganz nahe an die Bahnstrecke herantretend, bald weit ab den Horizont begrenzend.

Früher sollen sie weithin bewaldet gewesen sein. Jetzt macht das Aufforsten fast unüberwindliche Schwierigkeiten infolge der regelmäßigen, großen Dürre im Sommer. Sollen die jungen Baumpflanzen gedeihen, so gebraucht jede derselben lange Zeit hindurch täglich einen Eimer Wasser! Wo das Wasser, wo die Menschenkräfte hernehmen?! Ich hörte, daß man stellenweise Soldaten dazu heranzieht. Sicher würde ein Gelingen dem Staatswohl dienen sowohl in bezug auf die Holzgewinnung als vielleicht auch in gewissem Grad in bezug auf die Regulierung des Klimas. Es handelt sich ja um Flächen, die einen erheblichen Teil Spaniens betragen. Nur selten am Rand und im Bett ausgetrockneter Wasserläufe sah man etwas Vegetation. Sehr selten waren Dörfer oder Siedlungen zu erblicken, ebenso selten kleine Herden von Ziegen oder Schafen, noch seltener eine Anzahl von etwa 20 Maultieren, die müde nach Nahrung suchten und doch nur trockene Stoppeln finden konnten — ein trauriger Anblick! Da ging es uns in der Bahn doch noch besser, wir hatten zu essen und labten uns am Saft der Melonen. Außerdem gingen Händler mit großen Blechkübeln durch die Wagen und boten Limonade an. Sehr praktisch und gelobt wurde auch die Einrichtung, daß man auf den Bahnhöfen in einer festen Kiste eine ganze fertige kalte Mahlzeit kaufen konnte. Die armen Tiere aber warteten mit allen Spaniern auf den ersohnten Regen, der das Grau in Grün verwandeln sollte.

Andalusien. Das Bild änderte sich dann wesentlich, als wir ganz in den Süden kamen am Spätnachmittag in das Reich der Provinz Andalusien. Da ist das Flußgebiet des Guadalquivir; da spenden die vom Atlantischen Ozean und vom Mittelmeer kommenden Wolken häufigeren Regen. Da ist auch tiefgründiges Kulturland. Da sah man auch zu beiden Seiten oft unabsehbare Olivenpflanzungen und weite Weinanlagen. Aus ganz kurzen alten dicken Stämmen treiben die Reben und hängen bogenförmig zur Erde, wie kleine Trauerbäumchen. Sie bedürfen keiner Stützen. Die Methode ist also ganz anders als am Rhein, wo die einzelnen Stämme an Stöcken gezogen oder als in Tirol, wo die Trauben unter richtigen, wagerechten Spalierbäumen hängen und reifen. Ein spanisches Sprichwort sagt: „Man baut Korn für sich, Wein für die Kinder, Oliven für die Enkel.“ Es deutet an, daß der Wein- und besonders der Olivenanbau wegen der spät eintretenden Fruchtbarkeit eine Geduldsarbeit ist. In dem fruchtbaren Andalusien werden auch die meisten und besten Stiere für die Stierkämpfe gezogen. Oben auf den Böschungen zogen sich förmliche Hecken von stacheligen Agaven hin. Alles wurde, je weiter wir kamen, desto fremdartiger. Sehr weit voneinander stehende Steineichen bedeckten die Höhen und fremdartige Bäume und Sträucher belebten jetzt die Landschaft.

In Sevilla. Abends 9 Uhr kamen wir in Sevilla an. Der Pastor der evangelisch-spanischen Gemeinde Don Patricio Gomez empfing uns und geleitete uns in das Hotel El Sol (Die Sonne), in dem er für uns Quartier gemacht hatte, bescheiden aber schön. Der nächste Tag war ein Sonntag. Da war nun viel zu tun. Um 11 Uhr war Gottesdienst in der Kapelle.

Gleich früh genossen wir aber erst die Kaffee-Stunde mit dem Blick auf den Patio. Man darf Sevilla vielleicht die Stadt der schönen Patio's (Höfe) nennen. Hof ist aber ein schlechtes Wort für eine schöne Sache. Der Patio ist eine Art viereckiger Lichthof, um den herum das Haus mit den Wohnräumen gebaut ist, von denen aus man einen Blick in den Patio hat. In unserem Hotel befand sich im 1. Stock, wo wir wohnten, vor den Zimmern ein Rundgang, von dem aus man durch weite Öffnungen einen Blick auf den Patio und die Bäume in ihm hatte. Denn im Patio stehen hohe Palmen und unter ihnen Korbsessel an kleinen Tischen. Hat man im offenen Nebenraum getrunken oder gegessen, dann erholt man sich von der schweren Arbeit, indem man sich in die Sessel lehnt und im Schatten der Palmen träumt oder Zeitung liest oder Gruslkarten schreibt; die Decke dieses behaglichen Raumes ist der Blaue Himmel. Der Lichthof ist so groß, wie ein großes Zimmer, der Fußboden mit Steinfliesen belegt, die Palmen nicht in Kübeln, sondern frei gewachsen — Natur und darum so schön. Wir haben die Frische und den

Kaffee genossen. Noch ist Zeit, die Kathedrale zu besuchen, die ja nach Bädeler einer der größten und reichsten Dome der gesamten Christenheit sein soll.

Auf dem Weg dahin fesselt mich der Blick in einen Patio, der, wie viele andere, durch ein eisernes Gitter von der Straße aus gesehen werden kann. Der Hausverwalter, der mein Interesse wahrnimmt, fragt, ob ich eintreten möchte. Mein Spanisch reicht gerade noch, ihn zu verstehen. Ich antwortete: sí, sí señor. Er öffnet und wir dürfen den schönen von Palmen beschatteten Raum besichtigen, der mit Möbeln und Gemälden an den Wänden vornehm ausgestattet ist. Es war vielleicht einer der schönsten der Stadt. Wie ich später hörte, war es der Patio des Herzogs Alba. Dann ging's zur Kathedrale.

Die Giralda und Kathedrale. Wir sind in dem Teil des Landes, der Jahrhunderte lang (711 bis 1492) unter der Herrschaft der mohammedanischen Mauren gestanden hat. Darauf weist die „Giralda“, der Turm neben der Kathedrale. Es ist ursprünglich das Minarett der maurischen Hauptmoschee, ein viereckiger Backsteinbau, um 1200 errichtet. Das schöne Gesamtbild des schlanken hohen Turms wird durch den späteren christlichen Aufbau entstellt. An Stelle der zinnenförmigen Plattform, die ehemals den oberen Abschluß bildete, ließ 1568 das christliche Domkapitel eine Glockenstube mit hohem mittleren Aufsatz errichten, der in einer Kuppel endigt. Die Spitze trägt eine den Glauben darstellende weibliche Figur. Trotzdem bleibt dieser Turm das schöne eindrucksvolle, das Stadtbild beherrschende Wahrzeichen Sevillas. Daneben erhebt sich die in gotischem Stil erbaute gewaltige Kathedrale. Sie ist auf den Grundmauern der früheren, baufällig gewordenen Moschee erbaut. Wir gehen über den großen gepflasterten, mit Orangenbäumen besetzten Hof, vorbei an der Brunnenanlage für die Waschungen, die den Mohammedanern vor dem Betreten der Moschee geboten waren. Sie, wie die Pflasterung stammt noch aus der Maurenzeit, wie auch einzelne Gebäude in der Umgebung des Platzes. Das so andersartige Leben einer anderen äußeren und geistigen Welt wird einem inmitten so vieler und bedeutender Zeugen jener alten Zeit lebendig. — Für kurze Zeit! Denn gleich treten wir ein in die christliche Kathedrale, den gewaltigen Bau in gotischem Stil. Man könnte glauben, in den Kölner Dom versetzt zu sein. Es ist gerade Gottesdienst. Der Chor singt schön. Die Musik fesselt uns nicht zu sehr. Wir sind ja in Potsdam in bezug auf Kirchen- und andere Musik recht verwöhnt. Wir müssen uns mit einem Rundgang durch den Dom und an dem Gesamteindruck genügen lassen.

Der evangelische Gottesdienst in Sevilla. Wir kehren zurück ins Quartier, erfreuen uns auf dem Weg durch die Straßen noch an verschiedenen Patios und rüsten uns dann für unseren Gottesdienst um 11 Uhr. Es ist hier nur eine kleine evangelische Gemeinde. Sie wird von einem Pastor betreut, der seine Ausbildung auf dem Porvenir in Madrid erhalten hat. Auf dem Weg zum Gottesdienst bog unser Führer ab in eine einfache Haustür. Man stuzte. Wir wollten doch in eine Kirche oder Kapelle. Merke: In Spanien darf das evangelische Gotteshaus nicht an der Straße stehen, es darf nicht von außen als Gotteshaus erkennbar sein, es darf keinen Turm, kein Kreuz tragen, es dürfen keine Glocken läuten. (Seit der Revolution ist das anders geworden.) Ich kam nur vor wie in die erste Zeit des Christentums versetzt und dachte, den dunklen Hausflur durchschreitend, in einen katakombenartigen Raum zu geraten. Wahrhaftig, wer hier in die evangelische Kirche gelangen wollte, der mußte Bescheid wissen: wohin und warum? Und siehe da, eine kleine Gemeinde von etwa 50 Personen wußte genau Bescheid und sammelte sich in dem schön, hell und würdig als Kirche hergerichteten und ausgestatteten Raum im Hinterhaus. Wir nahmen am Gottesdienst der Gemeinde teil. Ein Quartett von uns begleitete die Lieder. Es war eine rechte Stunde der Andacht. Am Nachmittag hielten wir in der über dem Kirchenraum befindlichen Aula der evangelischen Schule die Feierstunde („die große Freude“) nach der Fliederschen Übersetzung.

Auch hier hatte man den Eindruck eines lebendigen Glaubenslebens, heute Spanier und Deutsche vereint, durch das Band gleicher Überzeugung und Empfindung verbunden. Freundliche Aussprache nach der Feier mit einigen anwesenden Deutschen aus der Stadt ließ erkennen, daß sie den Herzen wohlgetan hatte.

Trotzdem wir am frühen Vormittag einen Blick in die prunkvolle Kathedrale getan und einen, wenn auch nur flüchtigen Eindruck von der katholischen Messefeier empfangen hatten, kam man sich in dem schlichten evangelischen Gottesdienst doch nicht arm vor. Eher möchte es gelten: dort kalt, hier warm. Ein Katholik mag anders empfinden. Nur drängt sich unsereinem doch immer das Gefühl auf, daß dort auf der feiernden Gemeinde eine auffallende Passivität ruht, und zwischen ihr und der tätigen Priesterschaft und dem Sängerkhor eine tiefe, trennende Kluft besteht, die wir als Spannung empfinden. Hat man dazu mehrfach gehört, daß das spanische Volk in weiten Kreisen den Gewissensdruck seitens der Priesterschaft als unerträgliche Last empfindet, die es je eher desto lieber abschütteln möchte, dann wird einem der evangelische Gottesdienst desto lieber, in welchem die Gemeinde mit innerer Freiheit in Gebet und Lied selbsttätig am Gottesdienst teilnimmt und mitwirkt.

Haus mit dem steinernen Kopf und Vollositten. Sehr dankbar waren wir, daß Herr Pastor Gomez uns am Abend noch durch die Straßen der Stadt führte und auf Bemerkenswertes aufmerksam machte. Fräulein Abrecht dolmetschte. Die Enge der Straßen bringt es mit sich, daß keine Wagen hindurchfahren können und deshalb alle Bedarfsartikel den Bewohnern auf dem Rücken von Eseln zugetragen werden, feste Sachen in Körben und Geflechten, Wasser in großen Kannen. Und eng sind die Straßen, damit der Sonnenbrand gemildert und möglichst viel Schatten durch die Häuser geschafft wird.

Plötzlich gebot unser Führer vor einem Hause „halt!“, dem „Haus mit dem steinernen Kopf“. Er wies nach oben: „Sie sehen dort einen steinernen Kopf in die Wand eingebaut. Damit hat es folgende Bewandnis. Der König Peter der Grausame (1350) — übrigens die vollstümlichste Herrschergestalt in Spanien — hatte die Duelle in seinem Lande verboten. Übertreter des Verbotes sollten mit Enthauptung bestraft werden. Nun stellte der König einem Mädchen nach und tötete den Verlobten derselben. Am nächsten Morgen fand man die Leiche vor diesem Haus und erstattete dem König Bericht. Da entschied der König: „Wenn der Anzeigende nicht innerhalb 24 Stunden den Täter ermittelte, würde er an Stelle des Betreffenden enthauptet werden.“ Der ging nun sehr betrübt an die Mordstelle. Da sagte ihm eine alte Frau, die gegenüber aus dem Fenster sah, daß es der König selbst gewesen sei. Darauf ging er zum König und sagte: er wisse, wer es getan hätte. Der König antwortete, er wolle gar nicht wissen, wer es getan habe, er wolle innerhalb 24 Stunden das Haupt des Täters haben. Darauf ging jener zu einem berühmten Steinmetzen und ließ sich aus Stein ein Abbild vom Haupt des Königs anfertigen. Das brachte er dann dem König und ließ es hernach in die Wand des Hauses einmauern. Damit war der Fall erledigt.“

Ich verließ die Führung, als wir in die Nähe unseres Hotels kamen. Hernach wurde mir erzählt, sie hätten 100 Burschen (sah es 20 gewesen sein) vor den vergitterten Fenstern stehen sehen. Das hängt mit der strengen spanischen Sitte zusammen, daß junge Leute, die sich ernstlich liebhaben, nie allein zusammengehen oder stehen oder sprechen dürfen. Dagegen ist es dem jungen Mann gestattet, ohne Beisein eines Dritten, durch ein Fenstergitter mit der Angebeteten sich zu unterhalten. Es ist klar, daß das seine Schwierigkeiten hat, besonders wenn die Schöne im zweiten oder gar im dritten Stock wohnt. Es ist ja nicht üblich, in dieser Lage laut zu schreien. Wie ich hörte, sollen sich dann freiwillige Helferinnen im Zwischenstock der Armen annehmen und Flüsterworte nach oben weiter geben. Nur ist Gefahr, daß der Zwischenträger ganz andere Sachen weiter sagt, als ihm zugeflüstert sind. Das kann für den sich entwickelnden Herzensbund dann geradezu gefährlich werden. Die öffentliche Verlobung findet erst ganz kurz vor der Hochzeit statt. Auch nach der Verlobung dürfen sie sich nicht küssen. Tun sie es doch, so hat die Ehe keinen Bestand. Aus diesen Sitten erklärt es sich, daß die spanischen Mädchen im Verkehr mit jungen Männern sehr zurückhaltend sind. Das erlebte ein Schelm unter den Bläsern, der einem Mädchen, das oben aus dem Fenster sah, bonita nina zurief (hübsches Mädchen). Da schlug die im Augenblick das Fenster zu — so wurde mir hernach erzählt — als Beweis für die Behauptung.

Am nächsten Morgen hatte ich die Freude, daß ein Deutscher, Herr Professor Schäfer von der Universität, mich noch vor unserer Abfahrt im Auto durch die Schönheiten: die baum- und blumenreichen, palmgeschmückten Straßen und Anlagen der Stadt fuhr, vorbei an der Säule des Columbus mit dem Wahlspruch: „plus ultra“ (höher hinaus).

In Granada. Gegen Mittag ging es dann zur Bahn. Dies war immer ein Ereignis: 15 Personen, 15 große Koffer, 11 z. T. große Instrumente. 4 bis 5 Droschken waren nötig, um alles verfrachten zu können — ein eindrucksvoller Aufzug. Erst die Koffer, dann die Instrumente, zuletzt quetschten sich die Menschen in die gebliebenen Hohlräume. Eines Tages klagte eine der Damen über blaue Flecke am Arm. Es hatte sie keiner von uns geschlagen; zusammengepfercht! Vermutlich ist ein Koffer rücksichtslos gewesen.

Auf großen Umwegen ging es dann mit der Bahn nach Granada, wo wir nach 10stündiger Fahrt um 10½ Uhr abends ankamen. Auf dem Bahnhof empfing uns der evangelische Pastor der evangelisch-spanischen Gemeinde Don José Garcia, Spanier, große imponierende Gestalt — durchgehend sind sonst die Spanier nur mittelgroß, schlank und behende — lebhaften Temperaments. Er beschaffte schnell die nötige Anzahl Autos und brachte uns im Hotel La Espanola unter. Am nächsten Tag, abends 6 Uhr, sollten wir spielen. Es war dazu das große Theater gemietet.

Die Alhambra. Wieder grüßte uns am kommenden Morgen lachender Sonnenschein. Der Vormittag und frühe Nachmittag war „berufsfrei“. Froh und mit hoher Erwartung machten wir uns bald auf den Weg zum Besuch des großen Weltwunders, der Alhambra. Das ist das berühmte maurische Königsschloß, von dem es heißt: „Wer die Alhambra nicht gesehen hat, der hat noch nichts gesehen.“ Wir fuhren zunächst mit der Straßenbahn bis an den Fuß der Anhöhe, auf der das Schloß liegt, dann zu Fuß den schönen, schattigen Weg hinauf, links hohe Bäume, rechts Orangebäume mit Apfelsinen, die sich schon gelb färbten, um Weihnachten reif zu sein.

Oben angekommen, traten wir durch ein Tor auf einen großen, freien Hof. Da überraschte uns ein freundliches Bild. Eine Unmenge weißer Tauben flatterten auf uns zu. Der Führer reichte uns Erbsen. Ehe wir sie hinwerfen konnten, flogen die zahmen Tiere uns auf die Hände und pickten das Futter auf — eine freundliche Begrüßung!

Dann ging es in den Palast. Ich müßte nun schweigen, denn, was man da sieht, ist nicht zu beschreiben. Mindestens gehörte — ganz im Ernst gesprochen — ein begnadeter Dichter dazu, das zu deuten, was sich dem Beschauer an Empfindungen aufdrängt. Auch Bilder geben den Eindruck des Ganzen nicht wieder, weil sie nur Einzelheiten darstellen und das Gesamtbild, selbst der einzelnen Räume, zerschneiden. Aber ich will versuchen, die Phantasie mit einigen Bemerkungen anzuregen. Vielleicht zaubert sie, zumal wenn einzelne Bilder zu Hilfe kommen, ein Bild vor das innere Auge, das der Wirklichkeit etwas nahe kommt.

Zuerst etwas Geschichtliches. Die Alhambra ist 1250 bis 1400 von maurischen Herrschern erbaut als Burgfestung und Palast. Nur der letztere ist noch erhalten. Von der Festung daneben sieht man nur noch die Grundmauern der ehemaligen Gebäude. Als 1812 die abziehenden Franzosen Teile der Festung in die Luft sprengten, soll ein spanischer Soldat in großer Geistesgegenwart die Zündschnur durchschnitten und so den Palast, die jetzige Alhambra, gerettet haben. Die zahlreichen Räume des großen Palastes gruppieren sich um zwei Höfe (patios), der eine ist der Myrtenhof. Er enthält ein großes länglich viereckiges Wasserbassin, eingefast von einer meterhohen Myrtenhecke, in welchem man badete. Das Wasser kommt von der Sierra Nevada und wird noch heute durch eine von den Mauren angelegte 8 Kilometer lange Wasserleitung dem Bassin zugeführt. Der andere Hof ist der Löwenhof. Stilisierte Löwengestalten tragen in ihrer Mitte eine große Schale, aus der sich ein Springbrunnen erhebt. Mohammedanern ist es verboten, Tierbilder herzustellen. Hier ist es geschehen und deshalb, so erzählt die Volks Sage, ist zur Strafe die Burg und das Reich zugrunde gegangen — ein göttliches Gericht.

Um diese beiden Höfe herum befinden sich die zahlreichen Wohnräume des Palastes, untereinander und mit den Höfen verbunden durch Wände, die z. T. auf überaus schlanken Säulen ruhen und einen Durchblick zu den Höfen gestatten. Hier sind die Wunder der Architektur, welche die Alhambra berühmt gemacht haben. Einmal fesselt die Anzahl der dünnen, schlanken Säulen Blick und Interesse, so zierlich, daß es fast unerklärlich erscheint, wie sie die Bogenwände tragen können, die sich auf sie stützen. Und dann die geschlossenen Wände mit den Arabesken, die sie schmücken oder verdecken, wie man sagen will! Man denke sich eine große Decke von recht dicken Wollfäden gehäkelt, so, daß sich die Rippen — auseinandergezogen — recht deutlich abheben und zwischen ihnen die Öffnungen, durch die man sehen kann; diese Decke an die Wand gehängt, fest angedrückt, die ganzen Wände damit bedeckt und nun das Ganze nicht Stoff, sondern Stein oder Stuck, nein, nicht Stein, sondern ein Steingewebe, über den Türen deutliche Franzen, die Wand z. T. durchsichtig, ob schon 25—30 Zentimeter stark. An den Wänden eines einzelnen Raumes sollen 1000 verschiedene Muster vertreten sein. Jetzt ist fast alles grau. Nur in einem Zimmer ist die ursprüngliche Färbung erhalten. Die Rippen und Tiefungen in rot, grün, blau und gelb gehalten, durchaus nicht unruhig wirkend, sondern im höchsten Maße behaglich und warm, eine berauschte Farbenharmonie. Hier ist ein Traum Wirklichkeit geworden. Was nur die Phantasie erdenken mag an überfeinertem und übersteigertem Lebensgenuß, das ist symbolisiert und hineingebannt in dies zarte, fließende, fast unwirklich feine Gewebe von Stein und ist doch kein Stein, sondern betörende Überkleidung der harten oft so rauhen Wirklichkeit, die doch dicht daneben auch zu Hause war. „Jahrhunderte der Liebe und Galanterie, asiatischer Verweichlichung und römischen Stolz, von Spiritualismus und Weltlust tauchen vor uns auf bei dem Namen Alhambra.“ Das steht als Motto einer Beschreibung der Alhambra voran. Mitten auf der Höhe der Kultur und der staatlichen Entwicklung, nichts was an Macht, Gewalt oder Majestät erinnert, alles weich, weichlich, zart. Alhambra die Blüte, die Spitze der byzantinisch-maurischen Kultur, aber auch ihr Ende, Erweichung, Schwinden der Kraft des im Herrschertum verkörperten Volkstums, dem Untergang entgegen. Als die Mauren aus Afrika herüberkamen und Granada erblickten, sagten sie: „Hier ist das Paradies auf die Erde gefallen.“ Sie bauten es aus, wie einst die Assyrer ihr Ninive mit den hängenden Gärten der Semiramis. Das war da auch die Höhe ihrer Kultur, das Symbol des Genusses. Und der letzte Herrscher und Repräsentant der dortigen ähnlich weichen Kultur, Sardanapal, brachte keine Kraft und keinen Willen zum Widerstand mehr auf, als 606 v. Chr. die Meder anstürmten. Er sammelte, so heißt es, seine Schätze und Weiber um sich und verbrannte sich mit ihnen. Zum ruhmlosen Untergang mußte sich dann auch die Alhambra rüsten. Sie wartete nicht auf einen Mann, einen machtvollen Helden, gegen ihn ehrenvoll unterzugehen. Es wirkt symbolisch: Eine Frau, die kastilische Königin Isabella, legte sich mit einem Heer vor ihre Mauern. Sie gelobte angeblich, nicht eher das Hemde auf ihrem Leib zu wechseln, bis die Festung gefallen sei. Und — es ist noch gar nicht so lange her, Luther war schon geboren — im Jahre 1492 ergab sich Granada der Königin. Nach 700jähriger Herrschaft der Mauren in Spanien war mit der Festung

Alhambra die letzte ihrer Burgen und ihr letztes Königreich gefallen. Sie zogen ab nach Afrika, von wo sie gekommen.

Wie ein Spott klingt die Sage ihnen nach, daß die Königin Isabella so lange (ein Jahr?) vor der Festung gelegen habe, daß das Kleidungsstück gelb geworden sei, und daß danach die Farbe die Isabellenfarbe heiße. Sonst bezwingt nicht die Zähigkeit und Ausdauer von Hemden, sondern die von Männeräusken und Waffen eine Festung. Hiermit soll aber nichts gegen die großen Verdienste gesagt sein, die sich die Königin Isabella um ihr Volk erworben hat. Die Alhambra ist eine Ruine. Das Leben, von dem sie zeugt, ist dahin, versunken und kehrt nie wieder in solcher Form. Als wir hinausstraten ins Freie und ich zurück sah, erschraut ich fast vor mir selbst: Ein seelischer Anstoß noch, und mir wären Tränen in die Augen getreten.

Mag sein, daß dabei im Unterbewußtsein ein Ton mitschwang, den Oswald Spengler angeschlagen hat. Er meint ja in seinem berühmten Buch: „Untergang des Abendlandes“ nachgewiesen zu haben, daß unsere eigene Kultur — die abendländische — unweigerlich dem Untergang geweiht, ja schon im Absterben begriffen sei. Ein erschütternder, unendlich wehmütig stimmender Gedanke, wenn man sich unter seine Gewalt stellt. Im Blick auf die Alhambra, dies Wahrzeichen einer untergegangenen großen Kultur, die nie wiederkehren kann, mochte dieser Gedanke über den Beschauer wohl Macht gewinnen. Das weiche Genußleben, das da verkörpert ist, hat solche Gewalt durch die Sprache der Kunst, daß es die Seele in ihren Bann zieht. Und nun dazu dies: Alles dahin, vom genussüchtigsten Leben nur noch die alte Ruine. Das mochte es sein, was man nicht dachte, aber empfand. Der Führer bemerkte aus sich: Gestern haben sich Engländer die Alhambra angesehen, die gingen ganz wehmütig fort. Ich besann mich schnell und raffte mich zusammen. Als Beispiel für die starke Eindrucksfähigkeit des Gebäudes noch dies: Unser jüngstes Chormitglied ist Maler. In dem besonders gut erhaltenen Raum des Palastes stoße ich ihn an und sage eindringlich: „Du, hier mach die Augen auf, hier ist was für dich zu sehen.“ Darauf er: „Ist alles schon im Buch.“ Wichtig, da hatte er schon Linien, Figuren und Farben festgelegt. Wir sehen nun in Potsdam der nahen Zukunft entgegen, in der hier auf dem Gebiet der Raumkunst und Innenarchitektur maurische Motive auftauchen, und wissen dann, woher das stammt. — Alhambra!

Gern stelle ich, den Gedanken Oswald Spenglers folgend, neben die Alhambra die ägyptische Pyramide; sie das Symbol der ägyptischen Kultur, überragender Macht und Gewalt, ein Bau nicht roh oder grob, im Gegenteil tiefstes Wissen, Geist hineingebaut, breit auf der Erde stehend, selbstbewußt und gen Himmel strebend, in die Höhe; Parallele, wenn die Bescheidenheit nicht verbietet, es zu sagen, zum preussischen Geist und preussisch gearteter Kultur — männlich, hart, stark — das Gegenteil der Alhambra. Härte freilich auch hier, aber welche! Wir verließen den Vorhof durch das große überbaute „Tor der Gerechtigkeit“. Da wurde Gericht gehalten. Die Strafe bestand für die Verurteilten häufig darin, daß ihnen die Augen ausgestochen wurden. Und dies Urteil wurde gleich im Oberbau des Tores vollstreckt. Man denke: hier das Wehgeschrei der Gequälten, nebenan das Genußleben der andern. Wie hart und grausam war und ist doch das Leben der Menschen durch Menschen!

Beim Abstieg machte der Sonnenschein und der schöne schattige Weg und der Blick auf die goldigen Apfelsinen es einem leicht, die lastenden Eindrücke abzuschütteln. Manche hatten auch wohl nichts abzuschütteln, denn es hatte sie nichts belastet. Schnell brachte uns die Elektrische zurück in die Stadt.

Vollstracht. Auf dem Weg fesselte mich der Blick auf eine Frauengestalt in der Tracht und dem Schmuck der Mantilla. Meine Leidenschaft sind Vollstrachten. So frage ich den Führer — er war von der Alhambra mitgekommen — ob es nicht möglich sei, das Bild einer mit der Mantilla geschmückten Spanierin zu erhalten, vielleicht sei eine recht hübsche eitel genug, sich photographieren zu lassen. Jawohl, sagte er, das geht. Kaum gesagt, biegen drei junge sonntäglich, festlich gekleidete Mädchen in die Straße ein, uns entgegenkommend. Schon tritt unser Führer an sie mit der Bitte heran. Sie hören zu, zwei wenden sich entschieden ab, die Dritte zögert, folgt aber dann auch den beiden andern. Sie gehen in die Kirche. Der Plan ist vereitelt. Auch in Madrid äußerten die Leute öfter Unwillen, wenn die Unfern die Kamera auf sie richteten. Später hörte ich, daß die Spanier ungern ihr Bild in fremde Hände gäben; sie meinen, dem andern damit eine Macht über sich zu geben. Unser Photograph hatte leider verpaßt, die Aufnahme während der Unterhandlung zu machen. Vielleicht wäre der Erwerb dann aber gar als Diebstahl zu bewerten gewesen. Also war es besser so. Nachträglich versuchte ich hier in Potsdam ein Bild zu erlangen, fand auch eine Familie, die im Besitz einer Mantilla war. Aber meine Bitte, daß sich eine der Töchter mit derselben möchte photographieren lassen, wurde entschieden abgelehnt. Ja mir wurde bedeutet, daß es in ganz Potsdam nicht ein einziges Mädchen gäbe, welches die Mantilla richtig tragen könne. Dazu gehöre neben der geschmeidigen Figur die graziöse Haltung des Kopfes und der Ausdruck des Gesichtes und der Augen. Man denke! Ganz abgesehen davon, daß schon das Anlegen dieses Kopfschmuckes eine besondere Kenntnis und Kunstfertigkeit verlange. Die Mantilla werde mit nicht

weniger als 23 Nadeln an Haar und Kleid befestigt und in Form gehalten. So besitze ich denn tatsächlich bis heute noch das Gewünschte. Fragst du, was es um die Mantilla ist, strenge die Phantasie an! Auf dem Kopf ist ein Kamm befestigt, unten breit, etwa 15 Zentimeter hoch, aufgerichtet, nicht spitz zulaufend, sondern handbreit abschneidend. Von oben her über diesen Kamm herab hängt die Mantilla, ein Tuch von durchsichtigem Gewebe, besetzt mit arabeskenartigen Stickereien, bis über die Schultern. Alles schwarz — so sahen wir es — die schlanke Figur durch den Kopfschmuck noch erhöht, vergeistigt, das Kleid nicht zu kurz, bis zwei Hände breit über den Knöcheln reichend, das schöne und stolze Bild einer jungen Frauengestalt. Oft sah man gerade schwarze Tracht. Grund ist, daß die Spanier lange um Verstorbene trauern, auch um Fernerstehende. Ehe die Trauerzeit abläuft, ist jemand aus der Verwandtschaft wieder gestorben und eine neue Trauerzeit beginnt. Das schwarze Kleid bleibt. Die erwähnten jungen Mädchen gingen in die gotische Kathedrale. Ich hatte das Gefühl, die Tracht paßt da hinein. Unsere Frauen mit den kurzen Kleidern und den Stahlhelmhüten auf dem Kopf in einer gotischen Kirche? Nein, das ist stilwidrig. Und als einmal ein evangelischer Pastor in solcher Kirche vor dem gotischen Altar stand im schwarzen Talar, sagte eine Dame: „Der Mann ist ja falsch angezogen“. Wirklich dahinein paßt die Spanierin mit der Mantilla, in der Tracht, die wie aus gotischem Stilgefühl geformt ist.

Unser Spiel im Theater. Schnell wechseln auf solcher Reise die Bilder, Erlebnisse und Eindrücke. An den Anschlagssäulen sahen wir die großen Plakate, von oben bis unten reichend, die zu der von uns um 6 Uhr zu haltenden Feierstunde einluden. In der Presse war auch auf sie hingewiesen. Das Theater war gemietet, ein großer Raum. Es war wohl gedacht, daß mit der Darbietung ein eindrucksvoller und wirkungsvoller Vorstoß bis in die katholischen Bevölkerungskreise gemacht werden könne. Die evangelische Gemeinde ist ganz klein. Der Plan scheiterte in dem gedachten Sinn völlig. Wir gingen hin, traten ein und sahen eine ganze geringe Zahl von Besuchern, vielleicht 70 Personen: Leute von der Presse und die wenigen Evangelischen. Wir überlegten, ob wir spielen sollten, taten es schließlich und wurden für den zögernd gefaßten Beschluß schon mit Beifallsklatschen belohnt, ehe wir begonnen hatten. Die Feierstunde hier zu halten, verbot sich von selbst. Wir spielten Volkslieder.

Der Dienst des evangelischen Pastors in Spanien. Der Grund für den geringen Besuch soll der Umstand gewesen sein, daß es in einem Zeitungsartikel geheißen hat: musica protestanto. Das Wort „protestantisch“ genügt in Granada und anderen kleineren Städten, daß kein Katholik sich beteiligt. Die Bezeichnung war durch Madrider Zeitungen in die Presse von Granada geraten. In Madrid denkt man freier. Aber in Granada muß der evangelische Pfarrer, wenn er auf der Kanzel steht, damit rechnen, daß ihm die Fenster eingeworfen werden.

Schmerzlich leid tat uns Herr Pfarrer José Garcia, dessen gut gemeinter Plan so gescheitert war, und dessen Frau, die es vielleicht noch tiefer mitleidete. Sie sagte nach einer Weile im Blick auf die leeren Bänke: „Und wenn sich nun noch alle Bänke füllten, ich könnte mich nicht mehr freuen“. In tiefem Mitgefühl ergriff ich mit beiden Händen ihre Hand, der Mund konnte nicht sprechen, wir verstanden uns ja nicht, besann mich auf ein paar spanische Brocken, die ich aus dem Unterricht vor der Reise behalten und sagte zu ihr: „el corazon habla“ („das Herz spricht.“) Es mochte ihr das leicht mißverständliche Wort wunderbar klingen, aber sie soll es so verstanden haben, wie es gemeint war, und es soll ihr wohlgetan haben. Wie schwer, unsagbar schwer hat es doch an solcher Stelle der Pionier des Evangeliums! Unserer Dolmetscherin teilte die Pfarrersfrau mit: „Wenn mein Mann einmal ganz verzagen will, dann singe ich ihm eins unserer Lieder, und wenn ich ein andermal es damit nicht schaffe, dann gehen wir in die Kapelle und dann spiele ich auf dem Harmonium ein Lied und singe es mit ihm. Aber manchmal hilft auch das nicht!“ Wie schwer ist doch das! Und wie köstlich, daß eine Frau ihrem Manne, dem evangelischen Pfarrer, solche Helferin und Trösterin sein kann; anders als drüben, wo die Zölibatäre den Widerstand und Kampf schüren. Man möchte freilich denken, daß an solcher Stelle wie in Granada eher ein Mann mit ruhigem Mut, zäh, geduldig und ausdauernd, die Arbeit tun könnte. An manchen Stellen tut's eben am besten ein englischer Vollblüter, an anderen ein ruhiger starker Ardennen- oder Ostpreuße (hiermit meine ich Pferderassen). Dazu kommt, daß Don José Garcia hier in Granada früher katholischer Priester war mit guten Aussichten auf schnellen Aufstieg. Er hielt es für gewiesen und Herr Pastor Gliedner willigte schließlich ein, daß nun gerade er an dieser Stelle das Evangelium zu verkündigen habe. Aber es leuchtet ein, daß der Widerstand gegen ihn, den Abtrünnigen, hier besonders stark sein muß.

Ganz unbegreiflich, fast lächerlich mußte den im Theater anwesenden Herren vom Theater und der Presse der Verlauf unserer Veranstaltung erscheinen. Indes gelang es unserer Dolmetscherin Fräulein Albrecht doch, ihnen eine richtige Auffassung von dem zu geben, was wir vorhatten. Es gelang ihr so gut, daß ein sehr angesehenener Schriftsteller, der Chef für vollstimmliche Geschichte-

verbreitung über die Alhambra, Luis Ceco de Lucena, am nächsten Tag ihr und jedem Mitglied des Chors ein Exemplar seiner Schrift: „Die Alhambra“ mit lebenswürdiger Widmung übersandte.

Es schien, als wäre unsere eigentliche Aufgabe an der evangelisch-spanischen Gemeinde hier in Granada gescheitert. Indessen darf man wohl sagen, in dieser kleinen Gemeinde ist der Pfarrer fast noch alles, der Mann, der verkündet, aufbaut, kämpft und für die Gemeinde leidet. Und für ihn mag es doch von Bedeutung gewesen sein, zu erleben, daß eine evangelische Gemeinschaft aus fernem Land auch zu ihm gekommen ist und es ihn hat fühlen lassen, es gibt weithin Glaubensgenossen, die auch an ihn, seine Arbeit, sein Leiden und seine Gemeinde denken.

Das zeigte sich im besonderen Maße am nächsten Tag beim Abschied. Don José war zum Bahnhof gekommen. Aus eigenem Antrieb spielten die Männer einige geistliche Volkslieder auf dem Bahnsteig. Schnell sammelte sich um sie ein Kreis von Zuhörern. Der Pfarrer stand unter ihnen. Dann als sie eingestiegen waren, spielten sie noch aus den Fenstern der Abteile — er stand jetzt allein vor ihnen —: „So nimm denn meine Hände und führe mich“; und: „Wenn ich auch gleich nichts fühle von deiner Macht, du führst mich doch zum Ziele auch durch die Nacht“. Er stand tief ergriffen und ernst da und hörte zu. Er kannte das Lied.

Von Granada nach Barcelona. Das war der Abschied von Granada und vom Süden Spaniens. Der Zug führte uns zurück über Madrid nach Barcelona. Kürzer und interessanter wäre ja eine Küstenfahrt am mittelländischen Meer entlang über Murcia und Valencia gewesen. Der schlechten Zugverbindung wegen wird die Strecke aber allgemein gemieden. Es fahren nur Bummelzüge und die Anschlüsse sind schlecht. So fuhren wir zurück nach Madrid, bezogen am Abend unsere alten Quartiere und fuhren am nächsten Morgen weiter über Zaragoza nach Barcelona. Von Herrn Pastor Fliedner konnten wir leider keinen endgültigen Abschied nehmen. Er war inzwischen zu einer Konferenz nach Kassel gefahren. Desto herzlicher suchten wir Frau Pastor Fliedner und ihren Söhnen und Töchtern zu danken für die warme, so reich und freundlich gewährte Gastfreundschaft, die wir erfahren hatten, und die wahrlich nicht geringe Unruhe und Mühe, die sie unsertwegen auf sich genommen hatten. Abschiednehmen war nun schon so oft unser Schicksal; Kommen und Gehen unser Weg.

An Unterhaltung fehlte es eigentlich nie. Aber auf dieser Strecke unterhielt uns ein Rätsel, das manchmal ein ganz ernstes Gesicht bekam, sehr amüßlich. Das heißt: für die andern amüßlich, während der Schreiber dieses der leidende Teil war und die Kosten des Vergnügens tragen mußte. Es wurde nämlich konstatiert, daß plötzlich meine Barthaare, zum kleineren Teil auch die Kopfschmähre gelb geworden waren. Normalerweise waren sie grau bzw. weiß. Allseitige, große Verwunderung! Was hatte das zu bedeuten? Nach vielem hin und her der Vermutungen schlug die Meinung einer unserer Begleiterinnen durch: Ich hätte mich wohl mit gelblicher Seife gewaschen und nicht genügend nachgespült. Fatal! Schwer geknickt und tief beschämt durch solchen Vorwurf mangelnder Sauberkeit eilte ich zum nächsten Waschbecken und spülte nach Kräften nach. Resultat: gelb wie zuvor. In Barcelona sehe ich bei einem der unseren schneeweiße Seife. Bitte, geben Sie! Lassen Sie mich damit waschen. Die Wäsche wurde gründlich, das Nachspülen noch gründlicher. Resultat: gelb wie zuvor. Darauf gemeinsame tiefere Besprechung. Mit aufrichtiger Bekümmernis einigte man sich in der Auffassung, es möchte der Anfang von Gelbsucht sein. Die fängt ja gewöhnlich mit Färbung der Gesichtshaut an. Aber bei mir beginne es eben bei den Haaren. Meine Mitteilung, daß ich vor Jahren einen Gallensteinanfall gehabt habe, erhob diese Meinung zur Gewißheit. Ich mußte mein Leid tragen und nur möglichste Vorsicht beachten, daß die Galle nicht wieder in Unruhe gerate und der Zustand sich nicht verschlimmere. Denn Gallensteinkolik bedeutet unweigerlich: sofort ins Bett und zum Arzt, unerträgliche Schmerzen.

Um den Ausgang der Sache gleich zu berichten. Der Zustand verschlimmerte sich nicht. Man ging auch schonend mit mir um, rückte mir kaum einmal das Anstößige meines Aussehens auf, behauptete im Gegenteil, des Abends falle es gar nicht auf. So kam ich zurück nach Potsdam. Ich muß erwähnen, daß die begleitende Krankenschwester vorsorglich eine kleine Tube Ictein mitgenommen und mir gegeben hatte. Ich steckte es in die Westentasche. Von der Existenz und Wirkungsweise dieses Heilmittels hatte ich zwar keine Ahnung. Aber die liebe Schwester sagte, es sei immer gut zu nehmen und halte den Appetit rege. Ich nahm es denn auch einmal, ohne daß ich von der Wirkung besonders erbaut gewesen wäre. Das Entscheidende aber war, daß ich die zarte Zelluloid-Hülle nicht recht geschlossen hatte. So war ein Tablettchen in die Westentasche geraten und dort schließlich zu Staub zerfallen. In derselben Tasche beserbeigte ich auch eine kleine Haarbürste. Und in Potsdam sah ich erstaunt, daß die feinen Borsten derselben ganz gelb waren. Was war das? Ich suchte nach, fand auf dem Grund der Tasche ein ganz feines gelbes Mehl. Das Rätsel war gelöst. Die fatale Farbe war vom Ictein über die Bürste an den Bart gekommen. Meine Hausdame, erfahren in den Haarkünsten, riet zur Behandlung mit Wasserstoffsuperoxyd. Alles vergebens. Ich ging zur Apotheke. Der Mat lautete: „Das einzige Haarbleichmittel ist Wasserstoffsuperoxyd; hätte nicht gedacht, daß das Ictein so intensiv färbt.“ Ich bat den Friseur

um Rat und Hilfe. Und als der auch nichts wußte, entschied ich: dann schneiden Sie die Haare weg. Das war das lustige Ende der langen, sorgenvollen Geschichte.

Sie ist's wohl wert, der Nachwelt überliefert zu werden. Denn wer ahnt sonst, was das „Heilmittel“ anrichten kann und wie der arme Magen aussehen muß, dem es einverleibt wird. Wahrlich kein Wunder, wenn darüber im Leibe eine Revolution ausbricht. Die Moral von der Geschichte: Hüte dich vor Ifficin!

In Barcelona. Indessen nun zurück zu unserer Fahrt. Am Donnerstag, dem 16. Oktober, abends 11 Uhr, kamen wir in Barcelona an. Hier war ein Aufenthalt von drei Tagen vorgesehen. Am nächsten Tag, abends 8 Uhr, sollte eine Feierstunde für die evangelisch-spanische Gemeinde stattfinden. So blieb uns der Vormittag frei zur Besichtigung der deutschen Kirche, zur Besorgung von Andenken für die Verwandten und Bekannten daheim — es handelte sich dabei hauptsächlich um die feinen toledanischen Arbeiten, Gegenstände aus Stahl mit eingehämmerten Goldfäden —, und zum Beschaffen der Fahrkarten über Frankreich und die Schweiz in die Heimat. Für den Nachmittag lockte mich ein Ausflug auf den hochberühmten Berg in der Nähe, den Tibidabo. Tibi bedeutet: „dir“ und dabo: „ich werde geben“. Also Tibidabo: „ich werde dir (dies alles) geben“. Nach der Sage soll nämlich hier der Teufel Jesus versucht haben. Veranlassung dazu hat zweifellos die großartige Aussicht gegeben, die man von der Spitze des Berges aus hat. Auf der einen Seite der unbegrenzte Blick auf das mittelländische Meer, gegenüber nach Westen die Aussicht weithin über die trennende Ebene auf den ebenfalls berühmten Berg Monserrat („zersägter Berg“) mit dem zackigen Profil. Dort soll sich nach der Sage der heilige Gral befunden haben, d. i. die Schale, die Jesus beim heiligen Abendmahl benutzt und mit der dann Joseph von Arimathia am Kreuz das Blut Christi aufgefangen haben soll. Zwischen beiden Bergen überblickt man in weiter Senkung die breit gelagerte Stadt, die größte Spaniens. Und nach der andern Seite hin hat man den wundervollen freien Blick in die fruchtbare Ebene Kataloniens. — Eine Aussicht, wie sie wohl kaum an Schönheit, Vielseitigkeit und Großartigkeit überboten werden kann.

Nun lag am Vormittag der Berg in dichtem Nebel. Gegen Mittag klärte sich das Wetter auf. Ich beschloß, auf den Tibidabo zu fahren; wußte nicht, daß die Chormitglieder alle schon einig geworden waren, den Hafen zu besuchen. Als nach Tisch beraten wurde und die andern mir unentschlossen schienen, sagte ich: „Ich gehe auf den Tibidabo“ und marschierte los. Es brach, ohne daß ich den Grund wußte, der erste und einzige stille Konflikt unter uns aus. Die andern kamen aber schließlich in einiger Entfernung nach. Oben konnten wir, wenn auch nicht die volle, aber doch eine ziemlich Rundsicht genießen. Der Monserrat zeigte sich in der Ferne in ziemlich deutlichen Umrissen. Man schweifte ab in die Welt der Sagen, die hier heimisch waren. Dann lud ich alle in eins der großen Gasthäuser oben zu einer Tasse Kaffee ein. Ein Rundgang beschloß den Besuch des Berges. Es ging durch schöne Anlagen. Auf einmal rief unsere Dolmetscherin: „Ein Erdbeerbaum!“ An einem baumartigen Strauch hingen tatsächlich Früchte, genau wie Erdbeeren, genießbar. Man konnte pflücken, sie wuchsen in Massen, hingen über die Straßenmauer hinab. Aber es war keine Gefahr, zu viel zu rauben, denn sie schmeckten nicht sonderlich. Von dem Esen, der an der Mauer rankte, brach eine der Damen einen Zweig, formte ihn zu einem Kranz und überreichte ihn mir. Ich war tief gerührt, wußte wohl, daß es kein Lorbeerkranz zu Ehren meiner musikalischen Leistungen sein sollte. Ich nahm ihn als einen Ölweig des Friedens. Der Kaffee hatte offenbar versöhnend gewirkt, das soll er öfter tun, namentlich bei den Damen. Ich habe dann diesen Ölweig auch treulich bewahrt, solange er grün war. Hernach habe ich ihn leider aus dem Fenster des Abteils geworfen, sehr ungeschicklicherweise. Ich hätte ihn aufbewahren sollen, bis er von selbst zu Staub verfallen wäre. Zu spät! Wohl dem, der immer zur rechten Zeit weiß, was sich schießt.

Ein großartiges, selten schönes Bild bot sich bald danach noch unseren Blicken. Es war dunkel geworden. Und nun sahen wir unter uns ein Meer von Lichtern ausgebreitet über die weite, weite Ebene zum Monserrat hin, es waren die Lichter der großen, weitgebauten Stadt. Ein Anblick, so großartig, wie ich ihn noch nicht gesehen. — Dann ging es mit der Zahnradbahn hinab ins Quartier.

Feierstunde in der deutschen Kirche. Die Zeit der Feierstunde rückte heran. Sie fand um 8 Uhr in der deutschen Kirche statt. Zum erstenmal feierte hier die evangelische spanische Gemeinde einen Gottesdienst in der deutschen Kirche. Es könnte auffällig erscheinen, daß sich evangelische Spanier und evangelische Deutsche so getrennt halten. Es muß so sein. Zwischen evangelischen und katholischen Spaniern herrscht eben eine starke Spannung (Kriegszustand), die Evangelischen sind ja die Abtrünnigen und Gegner. Dieser Gegensatz soll aber in die deutsche Kolonie nicht hineingetragen werden. Das würde die Deutschen spalten, die ja aus Evangelischen und Katholiken bestehen; auch würde es den geschäftlichen Verkehr der evangelischen Deutschen mit den katholischen Spaniern erschweren. Ein katholischer Kaufmann sagte: „Wäre ich evangelisch, könnte ich meinen Laden schließen.“ Die Kirche war gut besucht. Die Feierstunde wurde in spa-

nischer Sprache gehalten. Der evangelische Pastor, ein Spanier, las die Schriftstellen; dabei wären wir aber beinahe alle aus dem Text gekommen. Er fügte Eigenes dem Text hinzu zur Erklärung. Dabei überschlug er aus Versehen den einen Abschnitt, der von Weihnachten handelt. Wir wollten gerade spielen: „Vom Himmel hoch ihr Englein kommt“; ich stuzte schon, weil ich meinte, bereits etwas vom Kreuz heraus zu hören. Da stürzte unsere Dolmetscherin herzu und sagte, er ist schon weiter, und so konnten wir noch rechtzeitig statt des fröhlichen Weihnachts-Liedes einsetzen mit: „O Haupt voll Blut und Wunden“, das auch dort bekannte Lied. Die liebe, kluge Frau des spanischen Pastors sagte hernach: „Ich weiß nicht, wie das geschehen kann; ich mache meinen Mann doch alle Tage satt, trotzdem hat er noch einen ganzen Teil des Programms verschluckt (wörtlich: „aufgeessen“). Sie hatte aber den Sinn der ganzen Feierstunde erfasst, denn sie sagte: „Das ist ja ein Glaubensbekenntnis in Liedern“. Unser Zweck war anscheinend erreicht. Wir durften uns befriedigt zur Ruhe begeben.

In der deutschen Oberrealschule und im deutschen Klub. Am nächsten Tag — Sonnabend — lagen zwei Aufgaben vor uns. Um 12 Uhr spielten wir in der Aula der deutschen Schule. Da war eine große Schar versammelt, die den ganzen Raum füllte von den Primanern der Oberrealschule an, oben auf der Empore, bis zu den Kindern der Kleinkinderschule mit den Schwestern, die sich bis an unsere Füße drängten. Wir spielten Volkslieder. Die Kleinsten sangen auch und baten um Lieder, die sie kannten. Es war eine lebendige, fröhliche Stunde. Sie und wir waren befriedigt. Deutsche hatten sich wieder zu Deutschen gefunden und sich gegrüßt mit dem Lied aus dem fernen, unvergessenen Heimatland.

Am Spätnachmittag spielten wir noch weit draußen am Tennisplatz vor Mitgliedern des deutschen Tennisclubs. Es war ursprünglich geplant als ein Deutscher Abend für die deutsche Kolonie am Sonntagabend. Aber darauf konnten wir nicht mehr eingehen. Auf eine Bitte aus Terrasa, die uns noch in Madrid erreichte, hatten wir schon zugesagt, am Sonntagabend dort zu spielen.

Am Sonntag hielten wir dann in der deutschen Kirche die Feierstunde für Deutsche. Herr Pastor Olbricht von der deutschen Gemeinde leitete den Gottesdienst. Er verband damit die Begrüßung und Einführung der neuen Konfirmanden. Es verlief alles in der gewohnten Form. Wir konnten merken, wie hier unser Verhältnis zu den leitenden Persönlichkeiten von Tag zu Tag vertrauter und wärmer wurde.

Stierkampf. Ich möchte nicht unterlassen, zu erwähnen, daß etwa 6 von uns — ich glaube noch am Sonnabend nachmittag — zu einem Stierkampf gegangen waren. Das ist ja eine der spanischen Sehenswürdigkeiten. Ich war absichtlich nicht hingegangen. Ich wußte, daß ich die grausame Tierquälerei nicht mit ansehen könne. Von einem Bekannten hatte ich gehört, daß er zwei Tage gebraucht hätte, um die scheußlichen Wilder loszuwerden und seelisch wieder ins Gleichgewicht zu kommen. Als die sechs zurückkamen, vermutete ich, sie würden sich rühmen, das großartige Schauspiel gesehen zu haben. Aber es sagte niemand ein Wort. Als ich dann einen fragte, wie es gewesen wäre, sagte er entrüstet: „Eine Kulturschandale ein Skandal, daß so etwas im 20. Jahrhundert in einem zivilisierten Lande noch möglich ist und gestattet wird.“ Es verläuft ja so, daß bei den ersten Gängen der Stier gereizt und wütend gemacht wird dadurch, daß man Speere mit Widerhaken in die Vorderblätter stößt. Dann kommt ein Reiter auf einem Pferd, dem die Augen verbunden sind, in die Arena. Der Stier bohrt mit seinen Hörnern in den Leib des Pferdes. Es kommt vor, daß sie dem Pferd die hervorgetretenen Eingeweide in den Leib zurückschieben, das Loch mit Stroh verstopfen und das arme Tier wieder vor die Hörner des Stiers bringen, zwei bis dreimal, um Geld zu sparen. Sonst kostet es dem Unternehmer immer ein neues Pferd. Zuletzt wird der Stier erstochen. Sechs Stiere sind mit den Pferden an dem Tage umgebracht.

Manche sagen: das Interesse an diesen Kämpfen läßt nach. Familie Olbricht bestritt es. Ich war erstaunt, daß Frau Pastor Olbricht, eine deutsche, freundliche, mütterlich gesinnte Frau, meine Abscheu nicht teilte; mit ihr auch der junge Wikar nicht, der die Bläser begleitet hatte. Sie meinten, man müsse nur immer den Blick auf das wirklich Interessante richten, z. B. die begeisterte, rasende Zuschauermenge, die dem geschickten Kämpfer Beifall spendet, ihm Hüte zuwirft, Schmuckgegenstände, alles Mögliche und wie jener sie den Spendern mit Eleganz wieder zuwirft. Mag sein, aber mir würde das alles nicht hinweghelfen über die Qualen der armen Tiere, die der Mensch zwingt, sich zu zerfleischen. — Anders der portugiesische Stierkampf, wie er Fürstlichkeiten vorgeführt ist. Da sind dem Stier auf die Spitzen der Hörner Kappen aufgesetzt, daß er nicht bohren kann. Und statt alier Klepper reitet der torero edle Pferde und dieser hat das Spiel verloren und verfällt der Schande, wenn der Stier das Pferd auch nur berührt. Stier und Pferd verlassen den Kampfplatz lebendig und unverfehrt.

Feierstunde in Zarraza. Am Sonntagnachmittag folgten wir dann der Einladung nach Zarraza. Wir fuhren früher und kamen nach einstündiger Eisenbahnfahrt eher an, als man dachte, und wurden infolgedessen nicht abgeholt. Herr Pastor Olbricht war freundlicherweise mitgekommen und führte uns durch die Stadt (von etwa 20 000 Einwohnern). Es ging bis in die entgegengesetzte Vorstadt auf schwierigen Wegen, zuletzt keine Straßen, sondern Wege wie ausgetrocknete Flußbetten. Endlich eine Kirche. Herr Pastor Olbricht fragt, ob dies die evangelische sei. Da wird er barsch und grob abgewiesen, so, daß er selbst erstaunt war. Es war eine katholische Kapelle. Aber nicht weit davon fanden wir auch bald die evangelische Andachtsstätte, d. h., die sich hier zahlreich versammelten, waren zumeist nicht Glieder unserer evangelischen Kirche, standen auch nicht unter der Leitung von Pastor Fliedner, Madrid. Es waren meist Baptisten, Methodisten u. a., d. h. alle Nicht-Katholischen des Ortes und der Umgegend hatten sich zusammengefunden, schienen auch sonst zusammenzuhalten. Eine ganze Anzahl war von außerhalb, $\frac{1}{2}$ Stunde Bahnfahrt, gekommen. Wir wurden sehr freundlich aufgenommen und überaus fröhlich mit Kaffee und Keks und Übermaß von Zucker bewirtet. Der Saal war ziemlich groß, von etwa 250 Menschen bis in die Ecken besetzt. Wir hielten die Feierstunde. Herr Pastor Olbricht las die Schriftabschnitte spanisch. Die Versammelten machten den Eindruck großer Andacht. Herr Pastor Fliedner sagte einmal, es ist das höchste Maß der Andacht, wenn alles still ist; das bekommt der Spanier normalerweise auch beim Gottesdienst nicht fertig. Aber sie waren still. Dann nahm der junge spanische Sprecher das Wort zu einer feurigen Ansprache. Plötzlich hörte ich heraus, daß er die Versammlung aufforderte, ihre Dankbarkeit zu äußern. Da brauste durch den bis dahin so stillen Raum ein Klatfschen und Beifallrufen, daß man fast erschrak. Wir kennen das nicht, aber der Spanier klatst bei solcher Gelegenheit auch nach einer Feierstunde. Der Leitgedanke derselben war ja allerdings auch: „die große Freude“. Da paßte es mit einiger Umbiegung des Gedankens auch zu unserem Empfinden. Von dem Sprecher, einem sehr intelligenten, jungen Mann, sagte hernach Herr Pastor Olbricht, er hätte noch nie einen Spanier so beredt, mit solcher Begeisterung und so packend sprechen hören. Wir standen, obschon wir die Worte nicht verstanden, auch unter solchem Eindruck. Er fragte dann, ob ihr Sängerkhor ein Lied singen dürfe. Ich bat darum. Sie sangen zuerst ein etwas schwermütiges Lied. Der Inhalt bezog sich auf die Zeit der Inquisition, der Ketzerverfolgungen. Dann sangen sie ein anderes, leichterer Art. Auch unser Chor sollte singen. Die jungen Leute sangen: „Im schönsten Wiesengrunde“. Allmählich wurde der Charakter der Darbietungen etwas weltlicher durch diese Lieder. Wir standen in einer Ecke des Saales hinter einer meterhohen Schranke, dem Platz des Harmoniums. Vor uns von den spanischen Sängern die 1. Stimme, weiter rechts die 2. und noch weiter in der Front die Männerstimmen. Es trat dann eine Pause ein, die benutzte ein Schelm unter unseren Bläsern. Der hatte ein spanisches Lexikon bei sich, um die nötigen Ausdrücke zu finden. Das Allernötigste schien ihm nun, daß er den vor ihm sitzenden Sängern zurief: bonitas sonoritas. Das schlug wie eine Bombe in die 1. Stimme ein. Die Überraschung, aus deutschem Munde spanische Worte zu hören und noch dazu diese, das heißt nämlich: „hübsche Mädchen“. Große Aufregung! Sie antworteten aber die Unsern verstanden sie nicht, unsere Sprachen auch, das verstanden die wieder nicht. Große Hilflosigkeit! Man mußte lachen. Da packte auch Herrn Pastor Olbricht der Schelm. Er sagte zu den jungen Mädchen auf spanisch: die Deutschen sagen: „Solche hübschen Mädchen wie in Spanien gibt es in ganz Deutschland nicht“ und zu unseren Bläsern (deutsch, das verstanden die Mädchen nicht): „Die Mädchen sagen, die deutschen jungen Leute sind doch viel hübscher wie die spanischen.“ Natürlich wurde die Aufregung noch größer. Aber es war ganz ungefährlich, denn die hölzerne Schranke schied und außerdem weiß ein spanisches Mädchen die Grenze des Anstandes zu wahren. Es war ein harmloser Spaß. Die Ecke störte die ganze Versammlung so wenig, daß der Sprecher der Gemeinde die Versammlung und Feier durchaus würdig mit Gebet schließen konnte.

Nach Schluß der Feier begleiteten uns etwa 50 Teilnehmer auf dem weiten Weg zum Bahnhof. Die Hälfte etwa fuhr noch mit uns $\frac{1}{2}$ Stunde mit der Bahn bis zu den Orten, von denen sie zu der Feierstunde gekommen waren. Die anderen bildeten auf dem Bahnsteig Spalier, und als der Zug sich in Bewegung setzte, brach wieder ein Rufen und Händeklatschen aus, zum Schrecken der Bahnpolizei. Die Polizisten wurden unruhig, sie meinten, es sei der Ausbruch der Revolution, auf die man schon lange, auch in Madrid, gefast war. Aber sie ließen sich bald beruhigen, wie eine Zeitung hernach berichtete (wörtlich): „daß es sich um eine liebevolle und friedliche Kundgebung handelte, wenn sie auch etwas sehr laut war, namentlich im Augenblick der Abfahrt des Zuges.“

Das war der Abschluß unserer Tätigkeit in Spanien. Wir dürfen dankbar zurückblicken auf das Erlebte. Was unsere Feiern etwa an Segen gewirkt, entzieht sich der Beurteilung.

Von Spanien nach der Schweiz. Barcelona bis Avignon. Am Montag früh nahmen wir Abschied von dem evangelischen spanischen Pastor Don Agustin Arenales, ich persönlich von der Familie Olbricht, in deren gastlichem Haus ich mich ganz heimatlich behaglich gefühlt hatte, und damit zugleich von Spanien. Um 9 Uhr ging der Zug ab. Nächstes Ziel ist die Schweiz. Mit

einigem Unbehagen dachten wir an die Strecke der Fahrt, die uns zunächst durch Süd-Frankreich führte. Die schlimmen Erfahrungen auf der Hinfahrt wirkten nach. Aber übler, als wir dachten, kam es. Eigene Abteile für uns zu bekommen, daran war nicht zu denken. Alles war überfüllt. Männer, meist Arbeiter, Frauen, Kinder drängten sich in den Gängen. Man mußte froh sein, einen Stehplatz erwischt zu haben. Lärm, Gegeule und wenig anmutiger Naturgesang machte sich breit. Was man vorher hier in der Zeitung gelesen, sahen wir nun auf dem Exerzierplatz einer Stadt: einen Trupp überder schwarzer Soldaten — eine anschauliche Bestätigung für die Angabe einer Zeitung, die ich später las, daß in 10 bis 12 südfranzösischen Städten schwarze Truppen in Garnison liegen, und daß die schwarzen Offiziere und deren Frauen gesellschaftliche Achtung genießen. Frankreich kann sein Land nicht mit Menschen füllen und schränkt Deutschlands Grenzen ein, welches für sein Volk nicht Raum hat.

Wir fuhrten oft hart an der Küste des Mittelländischen Meeres entlang. Weite Strecken des Küstenlandes waren überschwemmt. Die Bäume standen tief im Wasser. Von den Weinstöcken waren oft nur die obersten Spitzen zu sehen. Es schien alles zu ertrinken. Oft fuhrten wir, wie durch das Meer, rechts und links unabsehbare Wasserflächen. Da stand in verhältnismäßig trockenem Gelände mit einem Mal der Zug still. Es schien eine kleine Station zu sein. Der Aufenthalt dauerte $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Stunde. Man erfuhr den Grund nicht. Unter uns war niemand, der die französische Sprache genügend beherrschte und die Leute verstand. Dann hieß es, voraus sei das Geleise unterspült, es müßte gestützt und befestigt werden. Der Gedanke fing an, zu beunruhigen, daß wir uns vielleicht in ernster Gefahr befänden. Endlich, es war reichlich dunkel geworden, setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Ein tröstliches Gefühl, auch unser Wagen rollte mit. Einmal erschreckte uns schon der Ruf, wir müßten umsteigen, unser Wagen bliebe stehen. Eine Not, man verstand nur immer Brocken. Einige von uns, die gar nichts verstanden, wollten es immer am besten wissen. Und manchmal hatten sie tatsächlich recht. Eine tolle Unruhe, wenn die einen schon mit dem schweren Gepäck auszogen und die anderen sie versuchten, zurückzuhalten. Mir ist es heute noch unklar, ob wir schließlich alle in unseren alten Wagen oder in andere gerieten. Genug, wir sahen schließlich alle vereinigt in dem abrollenden Zug. Es hieß, er sei auf eine Nebenstrecke geleitet worden. Mit einer Verspätung von drei Stunden kamen wir um 11 Uhr nachts in Avignon an. Da hatte das Reisebüro für uns in einem Hotel Quartier bestellt. Glücklicherweise; denn es war außer dem für uns bestellten Hotelwagen kein anderer auf dem Bahnhof. Wo hätten wir in der Nacht hin gesollt?

Aber Lyon nach Genf. Dienstag früh ging es weiter. Die Verhältnisse im Zug waren die gleichen wie am Tage vorher. In Lyon mußte umgestiegen werden. Alles verließ den Zug. Die Türen, die Abteile standen auf und — wer kann sich das in Deutschland denken?! — in den einzelnen Abteilen wurde der Unrat zusammengefaßt bis vor die Tür; vor jeder lag ein Haufen Schmutz, $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Meter hoch, dann kamen Leute mit Dunggabeln und beförderten es heraus. Unglaublich! widerlich. Daß man es darin hat aushalten können! Da muß ein Kulturmensch in der 2. Klasse fahren. Dagegen sind bei uns die Wagen III. Klasse wahre Salons. Wirklich abstoßend hat uns auf den Strecken in Spanien nur eins berührt. Auf den Bahnhöfen sah man oft zappelnde Hühner am Boden liegen. Beim genaueren Zusehen erkannte man, daß je zwei an den Beinen zusammengebunden waren. Beim Aufnehmen hing sich der Mann das Paar über den Arm, daß ein Tier nach der einen, das andere nach der anderen Seite herabhäng, den Kopf nach unten; die armen Tiere! Mit gekrümmtem Hals suchten sie den Kopf möglichst in die Höhe zu strecken, um den Blutandrang ins Gehirn zu vermindern. Eine gedankenlose Grausamkeit gegen die Tiere, wie im Stierkampf.

Endlich atmen wir auf, die Schweizer Grenze ist überschritten, Frankreich liegt hinter uns. Es ist keine Einbildung, es ist, als ginge einem eine neue Welt auf. Es geht aus dem Schatten ins Licht. In Spanien alles versengt und grau, die Gebirgszüge durchgehend langgestreckt eiförmig gestaltet, schließlich langweilig und ermüdend wirkend. Hier in der Schweiz die Bergwelt, noch in den Vorbergen, so ganz anders. Obschon herblich, ist doch noch frisches Leben in der Natur. Im Vordergrund auf den ansteigenden Hängen grüne Weidestüben, schön gefärbtes Laub, von Obstbäumen umgeben zahlreiche zerstreute Gehöfte, weiter zurück die ansteigenden Berge, fortwährend Fernblicke auf sich türmende Gebirgsstöcke hinweg über wellige Landschaft. Was für ein neues, frisches, frohes Bild! welch ein freundlicher, tief zu Herzen gehender Gruß! Dankbar bewegt, wie in Andacht, konnte ich mich nicht vom Fenster trennen. Andern schien es ebenso zu gehen. Die Sprache, in der hier die Natur zu uns redete, hatte etwas Verwandtes mit der Heimat, und die weckt doch besonders warme und tiefe Empfindung. So im Lied, so auch im Naturbild. Die Schweiz steht der deutschen Art doch näher als ein anderes Land.

In Genf. So empfand ich. Aber dann gab es erst noch eine Enttäuschung. Nachmittags kamen wir in Genf an, und alles um uns her sprach — französisch. Das ging mir erst recht bitter

ein. Ich hatte mich auf die deutsche Schweiz gefreut. Aber für uns war ja das Tor zu ihr die französische mit der Haupt- und jetzigen Völkerbundstadt Genf.

Herr Diakon H. Kömker, Mitglied des Westfalen-Quartetts, hatte den Gedanken angeregt, dem ich gern nachgab, daß wir in einigen Städten in der Schweiz spielen möchten, um Einnahmen zu bekommen, die unsere großen Reisekosten etwas herabdrücken könnten. Ich hatte mich mit Amtsbrüthern in Genf, Bern und Basel in Verbindung gesetzt, Städten, die ohnehin auf unserer Bahnstrecke lagen.

In Genf erlebten wir wieder etwas Überraschendes, fast Wunderbares.

Es ist nicht aufgeklärt, wie es zugeing, daß Herr Pastor Fiedler (an der deutschen Kirche) durch mich wohl erfahren hatte, daß die Feierstunde am nächsten Abend um 8 Uhr stattfinden sollte, aber nicht, wann wir ankämen und ob wir übernachten wollten. Er empfing uns infolgedessen nicht. Wir standen ratlos auf dem Bahnhof. Endlich gelang es, telephonisch zu ermitteln, daß er in einem Hotel einer Versammlung beizuhöhen. Auf Anruf kam er dann und sagte, es sei eben nichts vorbereitet. Er ging zurück in jenes Hotel, bat uns zu warten, kam wieder und sagte: Sie können sich freuen, es trifft sich wunderbar. Es findet heute eine Beratung der christlichen Hotelwirte statt, an der ich teilnehme. Da habe ich den Herren das Herz warm gemacht und sie haben sich erboten, die Bläser aufzunehmen und zwar, wie sich dann herausstellte, kostenlos. Mit Ausnahme von vieren, die es in einem Heim der Heilsarmee etwas recht dürftig trafen (4 Bläser in 2 Betten), kamen wir in hocheleganten Hotels unter. Sowohl die Vornehmheit der Zimmereinrichtung als der Reichtum und Glanz der Tafel hoben uns innerlich auf eine erhebliche, ungewohnte Kulturstufe, noch höher als in San Sebastian.

Herr Pastor Fiedler hatte sich mit dem Pfarrer der deutsch-schweizerischen Kirche (Pastor Walter) in Verbindung gesetzt und mit ihm vereinbart, daß die Feierstunde in des Letzteren Kirche, der „Madeleine“, gehalten würde.

Keine Programme. Und nun der Schreck, der alles übertraf, was uns Widriges begegnet war. Herr Pastor Fiedler fragt: „Haben Sie die Programme mit den Liedertexten?“ Ich: „Nein, sind die nicht hier?“ „Nein, hier ist nichts.“ Vor der Abreise aus Potsdam hatte sich ein mir gut bekannter Buchhändler erboten, die Programme nachzuschicken. Ich hatte die betr. Zahl für jeden Ort mit der Anschrift abgegeben. Und nun waren sie nicht da. Die Feierstunde war in der ganzen Stadt bekanntgemacht. Ohne die Texte konnte aber niemand der Feier folgen. Ich war wie vom Blitz geschlagen und wundere mich heute noch, daß ich davon nicht krank geworden bin. Fast mußte ich mir gefallen lassen, daß man mich als einen unpraktischen, unbeholfenen, nicht ganz zurechnungsfähigen, vielleicht auch etwas unehrlichen Mann ansah. Meine Angaben klangen ja stark nach einer Ausrede. Wie sollte die angeblich 3 Wochen vorher bestellte Sendung nicht angekommen sein?! Eine unerträgliche Situation! Ein Ausweg schien nicht möglich.

Wohl befann ich mich nach einiger Zeit, daß eine Anzahl von Programmen in meinem Koffer lagen. Die sorgfältigen Damen hatten die Reste aus Köln und Paris mitgenommen, und der ausgleichenden Gerechtigkeit wegen auch mich mit einem Teil belastet. Das veranlaßte mich, bei ihnen nach weiteren Exemplaren nachzuforschen. Es fanden sich 300 zusammen. Das war doch ein kleiner Trost. So konnte wenigstens eine Gruppe folgen und singen. Eine unserer Damen suchte mich zu beruhigen und sagte: „Bis jetzt haben sich alle Schwierigkeiten immer noch gelöst. Es wird auch hier wieder so kommen.“ Ich wurde ärgerlich, mehr als ärgerlich, sagte zwar nicht viel, dachte aber: „Wie kann man nur solch frommes Gewäsch machen in einer Lage, in der doch jeder sieht, daß es einen Ausweg nicht mehr geben kann.“ In wenig Stunden mußte der Gottesdienst beginnen und Potsdam, wo das Paket mit 500 Programmen lag, war weit. Später sagte die Dame, sie wäre, als sie mich so verbissen gesehen hätte, schweigend fortgegangen.

Und was geschah? Zwei Stunden vor Beginn der Feier meldet Herr Pastor Fiedler: „Das Paket mit den Programmen ist da.“ Das war eine Erlösung, ein wunderbares Erleben! Aber es ist schwer zu sagen, was mehr auf die Nerven fiel, der erste Schreck oder diese plötzliche unerwartete Wendung und Entspannung. Wie war es zugegangen? Mein Schwager, Konsistorialrat Lüttger in Frankfurt a. Main, hatte für die dort in Aussicht genommene Feier vor einigen Tagen bei dem Buchhändler in Potsdam Programme angefordert. Das war der Anstoß, daß letzterer den vergessenen Auftrag auch für Genf, Bern und Basel ausführte. Und dies geschah so, daß die Sendung in Genf zwei Stunden vor der Feier noch eintraf. Wunderbar genug!

Aber doch konnte ich nun unendlich dankbar und froh am Abend zu der Feier gehen. Die schöne große Kirche war gefüllt. Der Posaunenchor stand im Altarraum. Herr Pastor Walter las die Schriftworte. Die ganze Feier geriet. Am 10. November erschienen zwei die Feier betreffende Artikel im „Messager social“, der Zeitung der protestantischen Nationalkirche in Genf.

Zum Verständnis derselben ist zu beachten, daß in Genf drei evangelische Kirchen nebeneinander bestehen: die deutsch-lutherische, die deutsch-schweizerische und die französisch-schweizerische Kirche, letztere die bei weitem größte. Die Gottesdienste, besonders der letzteren, verlaufen als refor-

mierte mit keiner oder sehr geringer liturgischer Ausgestaltung. Unsere Feierstunde aber war ganz liturgisch aufgebaut mit Wechsel von verlesenem Schriftwort und gesungenem oder gespielterm Lied ohne jede freie Ansprache.

Zeitungsberichte. Die Artikel in der Zeitung lauteten nun — in Übersetzung —: „Ein hochinteressantes Erlebnis in der Madeleine. Das Posaunenkonzert, das von den deutsch-evangelischen Gemeinden in der vorigen Woche geboten wurde, hatte eine große Zuhörerschaft in der Madeleine versammelt. Eine religiöse Erhebung, vertieft durch Choralmelodien — dies Ziel haben die Veranstalter vollständig erreicht. Das Programm stand unter dem Leitgedanken: „Die große Freude“ und war meisterhaft zusammengestellt. Auf jede Schriftlesung folgten deutsche Choräle, die in innerem Einklang standen und sie vertieften.

So folgten im Laufe dieser neuartigen musikalisch-religiösen Feier Loblieder und Glaubenslieder, Buß- und Danklieder und Freudenengesänge in vollendetem Vortrag. Es gab keinerlei Verstimmung weder im eigentlichen Sinn (bei den Instrumenten) noch im Übertragenen (bei den Hörern); auch bei solchen nicht, die fälschlich jedes Spiel von Blasinstrumenten dem einer Marschmusik gleichzustellen geneigt sind.

Der Gemeindebesang dagegen hat uns etwas enttäuscht. Wir haben einen kräftigeren Gesang erwartet. Die Mehrheit war doch deutsch und somit recht musikalisch. Noblesse oblige.

Könnte nicht in unseren evangelischen Gemeinden diese Aufführung den Gedanken wachgerufen haben, daß solche Posaunenmusik recht geeignet sei, z. B. bei religiösen Feiern, namentlich wo die Orgel fehlt, den Gesang zu unterstützen? Das hieße nur, die Schönheit unserer Psalmen und Lieder in bezug auf Melodie und Harmonie einzigartig hervorzuheben. Denn sie (die Harmonien) verleihen allein unseren Psalmen künstlerischen Wert. Und sie (die Melodien) fehlen gerade einigen der sogenannten evangelischen Psalmen. Es würde in keiner Weise ein profanes Eindringen in die Kirchenmusik bedeuten. Hat doch der große Leipziger Organist J. S. Bach oft Posaunen als Orchesterbegleitung für Choräle verwendet, hauptsächlich, um die Melodie des *cantus firmus* hervorzugeben. Zudem verträgt sich ihr Klang sehr gut mit dem der Orgel.

Wir wünschen lebhaft, daß unser Vorschlag Beachtung finden möchte. Seine Ausführung würde leicht sein. Außerdem würde auf diese Weise ein Band, eine Art Arbeitsgemeinschaft zwischen unseren Musikvereinen und unserer Kirche geschaffen. Und wenn diese Zusammenarbeit auch an bestimmte Gelegenheiten gebunden bliebe, so wäre sie darum doch nicht weniger wertvoll.
Eh. M."

II. „Die Verwendung von Posaunen (Blasinstrumenten) in Kirchen und bei bestimmten gottesdienstlichen Feiern würde zu einer strengen Auswahl der (zu spielenden) Stücke zwingen. Jede Minderwertigkeit der zum Vortrag kommenden Stücke würde das Gewöhnliche derselben bis zur Unerträglichkeit steigern. Das (dieser Zwang zur Auswahl) wäre übrigens kein Schade. Andererseits würde eine Musik, wie sie sich für einen Posaunenchor eignet, in einem geheiligten Raum eine Macht und eine eindrucksvolle Majestät verleihen. Ihr Klang harmoniert völlig mit den Stimmen der Orgel und der andächtigen Gemeinde.

Wir wollen indessen die wirkliche Schwierigkeit nicht übersehen, die vorliegt, aber glücklicherweise nicht unüberwindlich ist. Das ist: die Männer zu finden, die gleichzeitig genug musikalisch und genug geheiligt sind.

Aber das Ziel lohnt die Mühe. Man stelle sich z. B. während der eindrucksvollen Reformationsfeier auf den Bassteien einen Posaunenchor vor, der den Gesang der Gemeinde einrahmt, unterstützt und leitet. Man stelle sich die Wirkung vor, die solch ein Blas-Orchester hervorrufen würde, wenn es einige von unseren besten Psalmen hoch oben von den Kirchtürmen bei religiösen Feiern spielen würde, morgens, um das Volk zum Erscheinen vor dem Ewigen zusammenzurufen!
M. K."

Ob die in diesen Artikeln gegebene Anregung einen praktischen Erfolg gehabt hat, ist nicht zu unserer Kenntnis gekommen.

Andenken an Spanien und Führung durch Genf. Noch am ersten Abend in Genf mußte etwas nachgeholt werden, was eigentlich vor dem Abschied von Spanien geplant war. Der Posaunenchor fühlte sich verpflichtet, den mitreisenden Damen ein Zeichen der Erinnerung und Dankbarkeit zu überreichen im Hinblick auf die Förderung, die unser Unternehmen so mannigfach z. T. entscheidend durch sie erfahren hatte. In Barcelona hatten wir drei Droschen der erwähnten Toledaner Goldschmiedekunst erworben. So versammelten wir uns am Abend nach unserer Ankunft noch in einer Restauration bei einer Tasse Tee und händigten den Empfängerinnen dieselben ein. Es wird sie lange an eine schöne, ungewöhnliche Episode ihres Lebens erinnern. — Mit großer Freundlichkeit nahm sich Herr Pastor Fiedler am zweiten Tag unserer an und zeigte uns die Schönheiten und Sehenswürdigkeiten der Stadt. Es war ein kleines ortsgeschichtliches Kolleg. Nicht zu

vergessen den Umstand, daß wir uns in der Stadt befanden, in der der Völkerbund tagt, eine Sache, die den Genfer mit einem gewissen Stolz, uns Deutsche aber doch mit einem gewissen Unbehagen erfüllt. Trotz allem eine eindrucksvolle Tatsache, denn es geht ja hier auch um unseres Vaterlandes und unser Schicksal. War es Einbildung? Mir schien, auf Grund dessen, was man sah und hörte, daß hier die Öffentlichkeit und der Einzelne, wenn auch nicht bewußt, von pazifistischer Gesinnung oder doch vom Geist der sogenannten Völker-Versöhnung beherrscht wird: neutraler Boden, Ablehnung gegensätzlicher Einstellung, Sympathie für den mittleren ruhigen Weg, hindurch zwischen Scylla und Charybdis. Durch ganz neue Eindrücke und Erfahrungen bereichert, nahmen wir am dritten Tag Abschied von Genf. In ganz ungewohnt kurzer Zeit landeten wir schon nach zweieinhalbstündiger Bahnfahrt in Bern. Bern! O, tut das wohl! Hier ist es deutsch, hier ist Heimat. Die schöne Stadt, rechts und links der Aare, die sich breit durch die Hügel, auf denen die Häuser stehen, hindurchschlängelt, meist in großer Tiefe. Brücken führen von Ufer zu Ufer, von Stadtteil zu Stadtteil, herrliche Blicke ins Tal und in die Berge und über die Stadt bietend. Mitten in der Stadt, ihr Wahrzeichen, über einem Tor: Der „Zeitglockenturm“. Die berühmte Uhr auf ihm mit dem Glockenspiel und den Bärenumzug und die darunter angebrachte astronomische Uhr sind Werke aus dem Jahr 1527. Besonders sprechen die Brunnen auf den Plätzen an mit den hohen Aufbauten, auf deren Sitze sich die kleine Statue einer Heiligen oder eine lustige Figur befindet, oft alles so humorvoll, daß einer der unseren meinte, das müßte es auch bei uns geben. Aber es geht ja nicht. Das paßt nicht zum ernsteren, gehaltenen Nordländer. Was sollte z. B. eine solche spasshafte Brunnenfigur auf dem Alten Markt vor dem Stadtschloß in Potsdam? Da wirkt es silwidrig. Das zu genießen, muß man schon in den Süden fahren.

Aber wir haben doch auch etwas zu bringen, auch wir kleinen Leute nach Bern. Wir hielten am Abend in der Französischen Kirche, der bestgeeigneten, die Feierstunde. Wie Herr Pastor Fiedler in Genf, hatte sich hier Herr Pfarrer Dettli die größte Mühe gegeben mit den erforderlichen Vorbereitungen, daß die Feierstunde gelingen möchte. Er selbst übernahm die Schriftlesungen. Die Kirche war trotz des Werktages (Freitag) gut besucht und es geriet alles wohl, so daß man annehmen konnte, die Besucher seien auch erbaut und gesegnet heimgegangen. Die Einladung war auf Anregung von Herrn Pfarrer Dettli ausgegangen und unterzeichnet von den Positiven Gemeindevereinen und dem Christlichen Verein junger Männer. Unsere Mitglieder wohnten im Heim des letzteren befraglich, ich selbst war freundlicherweise von Herrn Pastor Dettli zu Gast gebeten.

Je nachdem die einzelnen Zeit hatten, besuchten wir natürlich auch den Bärengraben. Der Name der Stadt geht ja zurück auf das Wort „Bär“. Zweifellos haben Bären in alten Zeiten in den Bergwäldern um die Stadt zahlreich gehaust. So hat es guten ortskundlichen Grund, daß die Stadt in einem großen, tiefen, ausgemauerten Rundteil eine Anzahl Bären hält, 10 bis 12 Exemplare, alte und junge, alle recht wohlgenährt. Einer der Unseren bemerkte: Die Erhaltung der Tiere wird der Stadt nicht teuer. Denn tatsächlich fütterte jeder der zahlreichen Besucher die Tiere mit Mohrrüben und anderem Futter, welches geschäftstüchtige Händler in nahen Buden anbieten. Wir kauften und fütterten natürlich auch. Aber die Bären taten uns nicht den Gefallen, uns dafür ihre Kletterkünste zu zeigen. Ein großer blätterloser Baumstamm, der in der Mitte ihres Zwingers stand, hätte sie ohnehin dazu reizen können. Aber ihr Gemüt war wohl ebenso bedrückt, wie teilweise das unsrige, durch den herabrieselnden feinen Regen, der ihnen auf das Fell und uns schirmlosen Wandern auf die Mäntel bzw. Jacken fiel. Diese trübe Witterung verließ uns leider alle die Tage nicht, die wir in der Schweiz zubrachten. Sicht hatten wir deshalb nur in die Nähe, nie in die weite und hohe Welt der Bergriesen. Besonders schmerzte das den Photographen unter uns. Er hatte in Spanien immer an sich gehalten, um ja genügend Platten für die herrlichen Bilder zu behalten, auf die er in der Schweiz hoffte. Schade, er hat kein einziges der Art erhaschen können. Die Sonne, die uns in Spanien dauernd gestrahlt hatte, verbarg sich. In anderer Hinsicht ein Vorteil; denn hätten die Berge unsere Mäler zum Wandern verlockt, dann hätte vermutlich Zeit und Frische für unser Spiel gefehlt. Und das war doch unsere Aufgabe. Wenigstens dem Chorleiter war dieser Gedanke ein starker Trost.

Basel. Mit dankbarsten Gefühlen schieden wir am Sonnabend, dem 25. Oktober, von Bern und trafen um 3½ Uhr in Basel ein. So war es uns möglich geworden, den Wunsch des Herrn Pfarrer D. Koehlin zu erfüllen, der es gern wollte, daß wir an einem Sonntag in Basel wären, um schon am Vormittag in zwei Kirchen spielen zu können. Das sollte einestheils die betreffenden Gottesdienste musikalisch ausstatten helfen und andererseits die Gemeindeglieder auf die Darbietung am Abend aufmerksam machen.

Schon auf dem Bahnhof überraschte uns ein auf unser Kommen eingerichtetes, mit wahrhaft vorbildlicher Liebenswürdigkeit und Sorgfalt ausgearbeitetes, gedrucktes Programm, das uns für die

bedrohende Zeit unserer Anwesenheit Stunde für Stunde angab, was uns zugebacht war und was wir zu tun hatten.

Es begann mit der Versammlung im Christlichen Vereinshaus, Nabelberg 6. Dort Bewirtung mit Tee, und dann folgte die Besichtigung des Münsters und der Kirchen, in denen am folgenden Tag gespielt werden sollte.

Spiel in St. Peter und St. Theodor. Missionshaus, „Batterie“. Letzteres geschah dann am Sonntagvormittag. Der Bläserchor teilte sich. Ein Quintett spielte in St. Peter, ein Quartett in St. Theodor je eine Motette und Choräle.

Sehr interessant und lehrreich war dann die Besichtigung des in Missionskreisen ja weitberühmten Basler Missionshauses und des Missions-Museums mit seinen überraschend reichen und vielseitigen wertvollen Sammlungen, die ganze Säle füllen. Dankenswerterweise führte uns der Vorsteher des Hauses selbst und machte die stumme Welt der vielen Gegenstände für uns reden — eine lehrreiche, eindrucksvolle Stunde, die uns einen Einblick tun ließ in die bunte Umwelt und so fremder Art, mit der es der Missionar zu tun hat. Nach Tisch pilgerten wir dann unter Führung von Herrn Pfarrer Stählin auf die „Batterie“, das ist ein Aussichtspunkt in der Nähe der Stadt, eine Höhe, auf welcher früher Kanonen gestanden haben; ich vermute auch 1870 und noch im Weltkrieg, zum Schutz gegen Grenzüberschreitung durch kriegführende Heere. Jetzt sind nur die Stellen zu sehen, wo die Kanonen standen. Wir genossen die schöne Aussicht und begaben uns dann in die nahe Konditorei „Keuerleber“, wo wir zu „schwarzem Kaffee“ eingeladen waren. Das Wort hatte uns Kopfzerbrechen gemacht. In Potsdam gibt es einen „schwarzen Kaffee“. Damit meint man hier ein gemüthliches, regelmäßiges, wöchentliches Zusammentreffen pensionierter Pastoren mit Familie bei einer Tasse Kaffee. Da die Pastoren wegen ihrer Kleidung die „Schwarzen“ genannt werden, heißt diese Kaffeegesellschaft der „Schwarze Kaffee“. Aber in Basel? Sollten wir da in eine ähnliche Gesellschaft geladen sein? Wir schwiegen erwartungsvoll. Wir wollten nicht durch eine taktlose Frage unsere freundlichen Gastgeber kränken. Als dann aber bei Tisch alles normal verlief, fragte ich, was es mit dem „schwarzen Kaffee“ auf sich habe, und erfuhr: in Basel heißt weißer Kaffee: wenig Kaffee mit viel Milch, und schwarzer Kaffee: viel Kaffee mit wenig Milch. So wußten wir nun doch, was für uns von Bedeutung war, daß der Kaffee, der uns geboten wurde, der wertvollere von den beiden Arten war, die in Basel gang und gäbe sind. Er war tatsächlich gut. Ich habe kein Urtheil, aber die Damen bestätigten es.

Der Hinweg war ein übler, vom Regen aufgeweichter, lehmiger Feldweg gewesen. Da es bergan ging, rutschte man bei manchem Schritt die halbe Strecke wieder zurück. Aber auf dem Rückweg benutzten wir eine gepflasterte Straße und kamen ohne Ermüdung in unseren Quartieren rechtzeitig an. Ich will nicht vergessen, zu erwähnen, daß ich auf dem Weg ein sehr tätiges älteres Mitglied des dortigen Posaunenchores, der aus 25 Bläsern besteht, kennenlernte, der selbst eine Reihe von Jahren den Chor geleitet hat. Wir schüttelten einander das Herz aus und entdeckten zu unserer Überraschung, daß die Freuden, Sorgen und Leiden des Chorleiters dort wie bei uns genau dieselben sind. Ich denke noch gern an die langen Gespräche, die ich mit Herrn Hummel geführt habe.

Feststunde und Abschied von Basel. Um 5 Uhr fand dann die Posaunen-Feststunde in der Martinskirche statt. Herr Pastor Stählin las die Schriftworte. Die Kirche war vollbesetzt. Die Feier verlief nach Wunsch.

Für den Abend wies unser Programm auf: Gemeinsames Nachessen im Gemeindehaus St. Mathäus mit anschließendem, gemüthlichem Beisammensein. Dies noch eine besonders schöne Stunde, für uns die Abschiedsstunde von der Schweiz.

Als besondere Freundlichkeit durften wir es empfinden, daß Herr Pfarrer D. Koehlin, der zweite Vorsitzende des Fortschritts-Ausschusses des Welt-Kongresses von Stockholm, uns begrüßte. Er nahm interessiert Anteil an unserem Unternehmen und Ergehen und äußerte zu der neben ihm stehenden Dame, die ihm davon berichtete: „Wenn es Ihnen so ergangen und bisher geraten ist, dann ist der Herrgott selber Ihr Reisemarschall gewesen.“

Die Einladung war ausgegangen vom Christlichen Verein junger Männer. Ein Mitglied des Vereins trug ein Musikstück auf dem Cello vor, und dann hieß uns das Ehrenmitglied, Herr Hummel, sehr herzlich in längeren Ausführungen willkommen. Er betonte, daß ihr Posaunenchor beschlossen habe, nicht zu spielen, um nicht zu stören und um die Gefahr der Entstehung eines Wettspiels zu vermeiden. Ich dankte für alle erfahrene Freundschaft und Liebe. Es wurde noch musiziert und gesungen, und dann nahmen wir voneinander Abschied. Bezeichnend aber für die Wärme, mit der man uns aufgenommen, ist, daß jedem einzelnen von uns noch eine Tafel Schokolade und ein Päckchen der berühmten „Basler Leckerli“ überreicht wurde. Wie sollten wir nicht dankbar an Basel zurückdenken?!

Sehr lebhaft erinnerte mich an Basel noch eine Sendung, die ich 14 Tage später aus Loerach a. Rh. erhielt. Ein Herr sandte „im Auftrag einer Zuhörerin (bei der Feierstunde) in Basel 8 Mark (= 10 franc.) für den Posaunenchor, der in Spanien mithält“. Offenbar eine Dame, die das evangelische Werk Gledners in Spanien auf ihrem Herzen trägt und angeregt durch unser Spiel im Blick auf unsere Spaniensfahrt uns als ihre Mithelfer begrüßen wollte. Ihren Namen hat sie nicht genannt.

Als letzten Punkt lese ich auf unserem Baseler Programm, das vor mir liegt: „6.45 Uhr (früh) Sammlung vor dem Badischen Bahnhof zur Weiterfahrt.“ Da waren die Treuen denn wieder in aller Frühe bei uns auf dem Bahnhof. Ein letztes Händedrücken aus den Abteilen heraus. Aber Herr Hummel drückte mir noch eine Tafel Schokolade (und was für eine!) und ein Päckchen Leckerli in die Hand. Ich sagte: „Ich habe ja auch gestern schon bekommen.“ Er: „Nein, dies ist noch extra für Sie.“ Soll man da nicht gern an Basel denken? Es war ein guter Gedanke eines unserer Chormitglieder, daß es vorschlug, Herrn Hummel ein Posaunenbuch von Kuhlo zu schenken. Die Kuhloschen Bücher sind dort nicht bekannt. Nachdem er die Sache aus ihnen gehört, hatte er die Absicht, alle Kuhloschen Bücher anzuschaffen. Ich schickte ihm dann das schöne Volksliederbuch Heft III, und er bedankte sich darauf hoch erfreut. Es kommt doch was heraus beim Reisen.

In Frankfurt am Main; Heimkehr. Nach siebenstündiger Fahrt kamen wir in Frankfurt a. M. an. Hier konnten wir zum letztenmal unsere Feierstunde halten. Herr Pfarrer Lütgert hatte alles vorbereitet. Die Lutherkirche war gefüllt. Er selbst las die Schriftworte. Die Frankfurter Zeitung berichtete: „In der Lutherkirche gab ein kleiner, aber erlesener Posaunenchor aus Potsdam unter Leitung von Pfarrer Paul Iskraut eine musikalische Feierstunde. Die vorzüglich geschulten Bläser brachten Choräle und geistliche Volkslieder mit schlackenloser, weichströmender Tongebung zum Vortrag, den der Dirigent lebensvoll ausgestaltete, so daß Einförmigkeit vermieden und gespanntes Interesse der Hörer zu spüren war.“

Die vielen Sehenswürdigkeiten in Frankfurt in Augenschein zu nehmen, blieb keine Zeit. Berufspflichten in der Heimat riefen unerbittlich zur Heimkehr. So begnügten wir uns, den „Römer“, speziell den Kaisersaal und die Paulskirche zu besichtigen. Am Mittwoch, dem 29. Oktober, 12 Uhr, stieg dann der Teil der Reisegesellschaft, welcher Potsdam zustrebte, in den Zug. Ich nahm hier schon Abschied von den Getreuen, da ich noch einige Tage in Frankfurt bei Verwandten blieb. Die andern kamen wohlbehalten am Abend in Potsdam an, empfangen von den übrigen Mitgliedern des Posaunenchores, die an der Fahrt nicht hatten teilnehmen können. Was einer hernach aussprach als etwas Besonderes, bewegte uns wohl alle:

Genau an dem Tage und zu der Stunde, wie es vor vier Wochen geplant und festgelegt war, trafen wir in Potsdam ein. Auf der langen Zickzackreise durch die Länder Westeuropas mit so viel unberechenbaren Möglichkeiten und so vielen Versuchungen, von dem festgelegten Plan abzuweichen, war es uns möglich geworden, die vorgeschriebene Linie zu verfolgen und festzuhalten! Trotz der großen Unsicherheit der Einnahmen und Ausgaben unterwegs hatte sich die Schätzung, die dem Unternehmen zugrunde gelegt war, so sehr als zutreffend erwiesen, daß der Abschluß fast bis auf eine Mark stimmte. Merkwürdig! Und vor allem: obgleich einige gesundheitlich etwas angefochten wurden, kamen schließlich alle gesund im Heimatsort an, die einen in Westfalen, die andern in der Mark. Da kann man wahrlich am Schluß nur sagen: Gott sei Dank für alles!

P. Iskraut, Pf. i. R.